

20 Jahre nach dem Genozid: Ruanda auf der Suche nach Versöhnung

Das Vier-Rollen-Modell zur Aufklärung und Prävention von Gewalt¹

JOHANNA GROß

1. EINFÜHRUNG

1994 wurden in Ruanda etwa 800 000 bis 1 000 000 Menschen auf grausame Art und Weise ermordet.² Viele Wissenschaftler³, aber auch Beobachter in der Öffentlichkeit diskutieren seitdem darüber, wie es zu so einer massiven Gewalt wie der eines Völkermordes oder auch anderer schwerer Gewalttaten hat kommen können und wo die Gefahren liegen, die möglicherweise erneut solche Auswüchse von Gewalt hervorrufen.

Roméo Dallaire, im Jahr 1994 General und Kommandeur der UNO-Truppen in Ruanda, hat sich in Folge der Ereignisse häufig zu den Gewalttaten im Genozid Ruandas geäußert. Er kritisiert besonders den Umgang der (staatlichen) Institutionen zur Verhinderung des Mordens. Dallaire benennt hierbei die man-

1 Grundlage dieses Textes ist Groß (2014).

2 Hutu, Tutsi und Twa bezeichnen Bevölkerungsgruppen in Ruanda. Dies war schon zu vorkolonialen und kolonialen Zeiten des Landes ein Anlass für viele Konflikte in der Bevölkerung. Während des Genozides in Ruanda wurden 1994 hauptsächlich Angehörige der Tutsi-Minderheit sowie der gemäßigten Hutu von Angehörigen der Hutu-Mehrheit getötet. Heute ist es in Ruanda nicht mehr erlaubt, diese ethnischen Bezeichnungen (z. B. in Personalpapieren) zu verwenden.

3 Auch künftig ist sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint, wenn zum Beispiel von Wissenschaftlern, Tätern oder Beobachtern gesprochen wird.

gelnden Eingriffsmöglichkeiten und die an den Genozid anschließende nach wie vor andauernde Phase der mangelhaften Aufklärung und Verarbeitung. Letzteres habe zur Folge, dass die Prävention, die nötig wäre, weitere Völkermorde in der Entstehung zu unterbinden, darunter leidet:

»Vor allem möchte [ich] junge Autoren, Journalisten und Forscher ermutigen, diese menschliche Tragödie weiter zu studieren und einen Beitrag zu unserem wachsenden Verständnis des Völkermords in Ruanda zu leisten. Wenn wir nicht verstehen, was geschehen ist, wie können wir je dafür sorgen, dass es nicht wieder geschieht.« (Dallaire 2007: 634).

Nimmt man das Beispiel »Roméo Dallaire«, so beginnt man zu verstehen, dass es verschiedene wesentliche Faktoren zum Umgang nach einem Genozid und zur Prävention vor weiteren Genoziden gibt. Anhand seiner eigenen Lebensgeschichte und deren Verlauf nach den Eindrücken während seiner UNO-Interventionsphase stellt man zum einen fest, dass es schwerwiegende Auswirkungen von Gewalt auf Individuen – auch auf Beobachter und Helfer – geben kann, z. B. in Form von Traumata, Abhängigkeiten und negativen Entwicklungen bezogen auf das Privatleben. Zum anderen lässt sich der Faktor der Versöhnung gut betrachten: Wird z. B. Helfern wie ihm vergeben, wenn sie nicht im Sinne der Opfer eingreifen (können)? Oder gibt es unterschiedliche Auffassungen von Begriffen (und Umsetzung) der Vergebung und Versöhnung? Deutlich wird auch, dass es bei Gewalt immer unterschiedliche Perspektiven und Rollen gibt. Das wiederum hat mitunter großen Einfluss auf die Struktur, Dynamik und Intention von Handlungen.

Für die Verarbeitung von Genoziden und vor allem für die daraus zu entwickelnden Präventionsmaßnahmen (und dafür sind Faktoren, wie Erkennungsmerkmale und die unterschiedlichen Perspektiven unabdingbar) ist es laut Genozid-Forscher Stanton besonders wichtig, dass ein »Frühwarnsystem« zur Verhinderung von Genoziden entwickelt und verabschiedet wird, mit schnellen (Handlungs-) Reaktionen, Gerichten (um Straftäter zur Verantwortung zu ziehen) und unbedingt dem politischen Willen, um sich dieser Bereiche anzunehmen (Stanton 2007). Das Vier-Rollen-Modell der Gewalt hilft an diesen Stellen bei der Analyse, Reflexion, Aufklärung und Prävention.

Der vorliegende Aufsatz nimmt Überlegungen auf, die in meiner Dissertation über den Genozid in Ruanda erstmals entwickelt worden sind. Deshalb ist es sinnvoll, zunächst das für diese Arbeit zentrale Vier-Rollen-Modell kurz vorzustellen, es hinsichtlich seiner Anwendung in der Forschung zu erläutern und auf mögliche Anwendungsgebiete zu beziehen. Auf dieser Grundlage wird exempla-

risch das Phänomen der Sprache näher betrachtet. Die Dehumanisierung durch Sprache kann sowohl im Hinblick auf die vier Rollen (Täter, Opfer, Beobachter, Helfer) als auch auf die Ausgangsfrage, wie Gewalt entsteht und sich äußert, bezogen werden. Eventuell kann die Analyse der »Sprache des Genozids« auch ein Ansatz sein, um das von Stanton angesprochene Frühwarnsystem zu bereichern.

Den Hintergrund der Untersuchung bildet das traurige Jubiläum des Genozids in Ruanda und die Beobachtung, dass sich ein Land auch 20 Jahre danach auf der Suche nach »Versöhnung« befindet. Darunter verstehen die Täter, Opfer, Beobachter und Helfer je etwas anderes. Auch hier ist es die Sprache, genauer: das Reden über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das zu einer Analyse herausfordert, die unterschiedliche Perspektiven in die Betrachtung einbezieht, die – das ist das Neue – nicht personengebunden, sondern rollentheoretisch verstehtbar wird. Eine Sensibilität für die Vielzahl der Stimmen kann auch ein Mittel sein, um selbst noch der Sprachlosigkeit oder dem Wunsch zu (ver-) schweigen einen Ausdruck zu geben. Letztlich geht es um einen Beitrag zu der großen und unbewältigten Aufgabe der Aufklärung und Prävention von Gewalt.

2. DAS VIER-ROLLEN-MODELL

Das Vier-Rollen-Modell dient der Analyse und Reflexion sämtlicher Formen von Gewalt in der Gesellschaft und ist daher von besonderer Relevanz für die Gewaltprävention. Es soll als Analysemodell dienen, zur Aufklärung, Aufarbeitung und möglicherweise für Versöhnungsprozesse, bis hin zur Entwicklung und Verankerung von Präventionsmaßnahmen. Es geht hierbei ausdrücklich nicht um eine »Hierarchie von Gewalt(taten)«. Gewalt ist in jeder Gesellschaft allgegenwärtig, und daher sollte es ein besonderes Anliegen sein, sich bei aller Unterschiedlichkeit der Gewaltphänomene in Form und Ausmaß der Aufklärung und Prävention zu widmen. Bei Genoziden ist dieses Unterfangen jedoch äußerst vielschichtig, denn die Formen und Ausprägungen von Gewalt sind hier besonders komplex.

Das Vier-Rollen-Modell der Gewalt ermöglicht im Aufarbeitungsprozess (*vor* einer gerichtlichen Verurteilung) allgemein erst einmal einen Perspektivwechsel, indem es einzelne Personen und Personengruppen nicht *vorverurteilt*, wodurch bestimmte Perspektiven ausgeblendet zu werden drohten. Mit einem solchen Modell, in dem die Perspektiven der Täter, Opfer, Beobachter und Helfer gleichermaßen betrachtet werden, kann es möglich sein, die Gewaltsituation aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten und Hilfestellung zur Analyse der

vielfältig und heterogen auftretenden Gewaltsituationen und Konflikte zu geben; und das auch im Rückblick.

Diese Vorarbeit wiederum kann als Vorlage dienen, Möglichkeiten der Aufklärung und Prävention aufzuzeigen. Damit sollen keine Typologien geschaffen werden, sondern dies soll ein rollentheoretisches Modell sein. Es geht davon aus, dass Rollen auch verändert bzw. neu geschaffen werden können. Bei Erving Goffman z. B. ist die »Bühne« mit ihren Darstellern und Zuschauern das, was bezogen auf den Genozid Ruanda mit seinen Tätern, Opfern, Beobachtern und Helfern sein könnte (vgl. Goffman 1969). Die Darsteller bei Goffman sind die Täter und die Opfer in Ruanda. Diese Personen(gruppen) haben ihre Rollen (gemäß dem Vier-Rollen-Modell). Die Zuschauer bei Goffman sind, bezogen auf Ruanda, die Helfer und Beobachter. Diese haben oftmals in anderen Darstellungen der Rollenperspektiven keine weiteren Rollen. Die Rollen der »Täter«, »Opfer«, »Beobachter« und »Helfer« können insgesamt sowohl auf Gruppen als auch auf Individuen bezogen werden.

Bei dem Vier-Rollen-Modell haben bspw. die Beobachter und Helfer (wie auch die Täter und Opfer) ebenfalls unterschiedliche Rollen, die sie einnehmen und ausführen können. Das Modell geht davon aus, dass Opfer auch zu Tätern werden könnten (vgl. hierzu z. B. den aktuellen Konflikt in der Demokratischen Republik Kongo), Beobachter auch zu Helfern wechseln könnten, sowie Helfer gleichzeitig an anderer Stelle Täter oder Opfer sein könnten. Dazu gibt es unzählige weitere Konstellationen, die mit Hilfe des Vier-Rollen-Modells aufgezeigt und analysiert werden können. Wichtig ist, dass das Vier-Rollen-Modell davon ausgeht, dass diese jeweiligen Rollen nicht zwangsläufig aus den bewusst übernommenen Rollen bestehen, sondern auch aus zugeschrieben und/oder unbewusst übernommenen Rollen. Dies bedeutet, dass bspw. ein Täter in der Phase der Aufarbeitung oder im Gerichtsverfahren meint, sich selbst sogar als Opfer sehen zu können. Zum großen Teil gibt es (insbesondere bei der Rolle des Täters) das Phänomen der Schaffung einer »eigenen Wirklichkeit«, die dazu führen kann, dass einige Täter ihre Beteiligung an den Taten abstreiten. Gespräche bei den Versöhnungs- und Aufarbeitungsprozessen haben gezeigt, dass Täter aus unterschiedlichsten Gründen oftmals keine Verantwortung für ihre Taten übernehmen (vgl. hierzu auch Hatzfeld 2004a, 2004b).

In den folgenden Abschnitten sollen am Beispiel des Genozides in Ruanda von 1994 die vier unterschiedlichen Rollen und Perspektiven (Täter, Opfer, Beobachter und Helfer) bzgl. der Aufklärung und Prävention geprüft werden. Es mag unterschiedliche Ursachen haben, warum es verhältnismäßig wenig Forschung zu der Rolle des Helfers in Ruanda gibt. Zum einen könnte es sein, dass die Rolle des Helfers allgemein an sich wenig erforscht wurde und wird, zumin-

dest nicht so stark wie die Rollen der Opfer oder Täter. Zum anderen könnte es aber sein, dass es möglicherweise zu wenig Helfer für die Opfer in Ruanda gegeben hat. Des Weiteren könnte es einen zeitlichen Grund gegeben haben: dass es möglicherweise, um die Rolle des Helfers ausfüllen zu können, mehr Zeit gebraucht hätte als im Genozid in Ruanda, da dort in etwa 100 Tagen fast eine Million Menschen umgebracht wurden.

Eine Problematik nach Beendigung von Kriegen und Genoziden stellt das entstandene Leid dar, z. B. Traumata. Zudem wurden in den letzten Jahrhunder-ten immer mehr Zivilisten Opfer von Kriegen. Das oftmals entstandene kollek-tive Trauma stellt die Grundzusammenhänge des Lebens, wie unter anderem das Sicherheitsgefühl und Vertrauen, in Frage. Die Feststellung, dass diese Rollen ineinander greifen, ermöglicht zwar scheinbar, darauf zu verzichten, den Begriff des Täters zu verwenden, da dieser an sich sehr problematisch und schwierig abzugrenzen ist. Nur weil ein Täter aber auch andere Rollen übernehmen kann, ist er deswegen nicht kein Täter mehr, z. B. wenn ein Täter nach »getaner Arbeit« heimkehrt und die Rolle des liebevollen Vaters und Ehemanns einnimmt.

Am Täterbegriff festzuhalten hat also insofern Sinn, damit man unterschiedliche Rollen differenzieren kann! Daher wird im Folgenden im Vier-Rollen-Modell weiterhin von den Tätern gesprochen. Somit erlaubt dieses Modell, am Beispiel der vier verschiedenen Positionen, etwas über die Individuen aussagen zu können, ohne dabei zu unterschlagen, dass der Täter ein Täter sein kann. Es fällt verständlicherweise schwer, den Gedanken zuzulassen, dass ein Täter manchmal auch ein Opfer sein kann oder ein Opfer ein Täter. Das trifft selbst-verständlich nur in wenigen Situationen im Genozid zu, da die Rollen klar ver-teilt scheinen, sollte aber an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben; denn: Es ist möglich. Beispielsweise sind Personen in Ruanda zu Mörtern geworden, weil sie damit erpresst wurden, dass falls sie nicht töteten, ihre eigenen Angehörigen umgebracht würden (vgl. Hatzfeld 2004b: 27). Das Vier-Rollen-Modell kann in allen Gewaltsituationen Anwendung finden und es leistet somit einen Beitrag für die Ursachenklärung und mögliche Prävention von unterschiedlichen Gewaltta-ten.

3. MÖGLICHE URSACHEN DES GENOZIDS IN RUANDA

Was kann also für die Aufarbeitung der Folgen getan werden und was kann vorbeugend getan werden, damit es nicht erneut zu einem Genozid kommt? Die allgemeine Frage, die sich oftmals stellt, ist die, wo die Ursachen für den Geno-zid in Ruanda liegen könnten. Getrennt nach den einzelnen Perspektiven lassen

sich hier bestimmte Themen ausmachen, die in den Berichten der Opfer, der Täter, der Beobachter und Helfer immer wieder zur Sprache kommen.

Man kann davon ausgehen, dass der Genozid multikausale Ursachen hat. Zudem hat sich der Genozid in Ruanda mit einer unwahrscheinlich schnellen Geschwindigkeit entwickelt. Diese Geschwindigkeit kann dazu führen, dass möglicherweise zu wenig Handlungsspielraum für Interventionsmöglichkeiten bleibt. Weiterhin ist wichtig, festzustellen, dass der Genozid keine natürliche und zufällige Sache ist und als kein Ausnahmereignis anzusehen ist. Diese Erkenntnis führt dazu, dass ein Genozid nicht als unvermeidbares Ereignis wahrgenommen, sondern als eine zu verhindrende Massengewalt akzeptiert wird. Das Resultat ist, dass die Individuen und Gesellschaften ihre eigene Rolle reflektieren. Erschwerend kommt hinzu, dass häufig ein unterschwelliger Vorwurf der Unzivilisiertheit vorliegt, wenn z. B. Europäer über Konflikte in Afrika sprechen. Durch den Kolonialismus wurden Afrikaner im 19. und 20. Jahrhundert häufig als primitiv und unzivilisiert dargestellt. Beispielsweise wurden Menschen in Zoos ausgestellt und als Attraktionen behandelt. Das zeigt sich heute manchmal auch noch im Bereich der Entwicklungshilfe und politischen Unterstützung, in dem suggeriert wird, dass afrikanischen Staaten Unterstützung gegeben werden (muss), damit sie zurechtkommen. Dieses Bild des Afrikaners wird häufig verallgemeinert und mit »Stereotypisierungen« (vgl. Benz 2010; Hoering 1997: 74) angereichert dargestellt. Dabei wird oft vergessen, dass der Kontinent Afrika eine unglaubliche Diversität vorweisen kann in Sachen Kulturen, Gesellschaften, politischen Einstellungen, Bräuchen, Werten, Normen und Religionen.

Diese Art der Wahrnehmung und Beurteilung ist höchst kontraproduktiv, da damit suggeriert wird, eine solche extreme Gewalt könne nur in afrikanischen Ländern, wie bspw. in Ruanda, vorkommen. Diese Wahrnehmung ist zudem oftmals wechselseitig, d. h. viele Menschen in Afrika wissen um diese Wahrnehmung und haben diese möglicherweise so fest verinnerlicht, dass sie diese eventuell selber glauben.

Zudem steht häufig der Vorwurf der mangelnden Rechtsstaatlichkeit im Raum. Die Nachforschungen nach den Tätern würden nicht hinreichend getätigt werden. Wichtig ist hier das Verständnis, dass nicht nur böse Menschen böse Dinge tun, dass also dieses Schwarz-Weiß-Denken als Erklärung nicht ausreichend ist, sondern dies nur die naheliegende Erklärung zu sein scheint. Daher sind auch die vollständige Aufklärung und Aufarbeitung und der angemessene Umgang mit dem Völkermord wichtig, insbesondere die Bewältigung dessen und die Rechtsstaatlichkeit bis hin zur vollständigen Aufarbeitung und Bestrafung der Täter. Voraussetzung dafür sind zum einen die Lernbereitschaft, mit

Unterstützung der Aufklärung, so etwas in der Zukunft zu verhindern, und zum anderen Faktoren, wie z. B. Sicherheit, Demokratie und die Meinungs- und Pressefreiheit. Ruandas Präsident Paul Kagame fördert besonders die Wirtschaft in Ruanda und weniger die Aufklärung und Aufarbeitung des Genozides. Zwar gibt es »Wochen der Versöhnung« und vom Staat initiierte Veranstaltungen zum Gedenken in Ruanda, jedoch bleibt die Frage der nachhaltigen Verinnerlichung bestehen, wenn dieser Prozess lediglich von außen gefordert und verordnet wird.

4. DEHUMANISIERUNG UND DIE FUNKTION DER SPRACHE

Für die Analyse eines Genozids kann auf Konzepte zurückgegriffen werden. Beispielsweise hat Gregory Stanton in seinen 8 Stufen des Genozids den Ablauf von Völkermorden genau dargestellt. Eine der Stufen ist die Dehumanisierung⁴ (Stanton 1998) bzw. Entmenschlichung. Dies meint die »Herabstufung« einer Opfer-Gruppe zu niederen Lebewesen und/oder die Verknüpfung mit Krankheiten bzw. schädlichen Eigenschaften.⁵ Eine Analyse des Sprachgebrauchs in Genoziden kann zum Verständnis der Dehumanisierung beitragen, indem sie die Formen der »Herabstufung« aus einer interdisziplinären Perspektive zu differenzieren erlaubt. Jörg Meibauer fest: »In jeder Sprache scheint es Ausdrücke zu geben, die gerade diese Eigenschaft haben [d. i. andere Menschen herabzustufen, Anm. J. G.]« (Meibauer 2013: 1). Die Gesamtheit der dabei verwendeten Ausdrücke wird auch als Hass-Sprache (Hate Speech) bezeichnet. Eine abwertende

4 Stanton (2008) beschreibt dieses Phänomen in den 8 Stufen des Genozids auf Stufe 3 (Dehumanisierung) wie folgt: »DEHUMANIZATION: One group denies the humanity of the other group. Members of it are equated with animals, vermin, insects or diseases. Dehumanization overcomes the normal human revulsion against murder. At this stage, hate propaganda in print and on hate radios is used to vilify the victim group. In combating this dehumanization, incitement to genocide should not be confused with protected speech. Genocidal societies lack constitutional protection for countervailing speech, and should be treated differently than democracies. Local and international leaders should condemn the use of hate speech and make it culturally unacceptable. Leaders who incite genocide should be banned from international travel and have their foreign finances frozen. Hate radio stations should be shut down, and hate propaganda banned. Hate crimes and atrocities should be promptly punished.«

5 Alexander und Margarete Mitscherlich weisen darauf hin, dass auch die Juden von den Nationalsozialisten »als Ungeziefer wahrgenommen« wurden (Mitscherlich 1968: 29).

Haltung gegenüber der Opfer-Gruppe kann aber ebenso non-verbal ausgedrückt werden, zum Beispiel, so Maibauer, »durch eine verächtliche Mimik, durch Gestik und nicht zuletzt durch Bilder«, zudem könnten auch »sprachlich[e] und nicht-sprachlich[e] Modalitäten miteinander kombiniert« werden (Meibauer 2013: 1).

In einem Genozid dient dieser Mechanismus der Herabstufung nicht nur dazu, den eigenen Hass auszudrücken, sondern primär der ideologischen Rechtfertigung einer »Säuberung« der Gesellschaft von »niederen Lebewesen« seitens der Täter-Gruppe. »If the other group is not human, then killing them is not murder« (Stanton 2004a: 440), notiert Gregory Stanton. Der Gebrauch von Hate-Speech im Genozid erfüllt die Funktion eines Symbols von Zugehörigkeit und dient der Täter-Gruppe zugleich als ein Zeichen ihrer Macht.

Im Folgenden soll die Funktion der Sprache in einem Genozid am Beispiel des Genozids in Ruanda untersucht werden. Zunächst wird die sprachliche Forschungsperspektive in den Kontext der Stufentheorie des Genozids von Gregory Stanton gestellt, insbesondere die Phase der Dehumanisierung. Der euphemistische Sprachgebrauch wird am Beispiel des Genozids in Ruanda anhand von Erlebnisberichten und Interviews untersucht, die Jean Hatzfeld zusammengestellt hat; dadurch lassen sich Selbst- und Fremdwahrnehmung der Täter analysieren. Dies betrifft jenes Verhältnis von Distanz und Nähe, das sich nicht nur soziologisch, sondern auch psychologisch analysieren lässt (Distanzierung als Strategie, Ingroup-Outgroup, Sublimierung). Auch in den Erlebnisberichten von Opfern des Genozids in Ruanda lassen sich sprachliche Formen der Dehumanisierung erkennen, die ebenfalls das Verhältnis von Selbst- und Fremdbild betreffen. Medien, insbesondere das Radio haben dabei eine bedeutende Funktion. Ein Aspekt, der in der Forschung häufig separat behandelt wird, lässt sich mit der Täter-Opfer-Perspektive verbinden, nämlich die Perspektive der Beobachter, die dann auch die wissenschaftliche Perspektive prägt.

4.1 Dehumanisierung im Kontext der Stufentheorie des Genozids

Auf Ruanda bezogen lässt sich die Dehumanisierung an radikalisierten Medien, wie bestimmten Zeitungen und besonders Radiosendern aufzeigen, z. B. das *Radio Mille Collines* (Johnson 1997: 41; Semujanga 2004: 28). Ab Ende 1990 zeigt sich die Dehumanisierung der Tutsi anhand von Bezeichnungen wie »Kakerlaken« oder in Anlehnung an die moralisch gewendete »Hematic«-Hypothese als äthiopisch-stämmige »Teufel« (Stanton 2004b: 440). Ab 1993 potenzierte

sich die Hörerschaft der öffentlichen Radiostationen durch den Einsatz der technologischen Infrastruktur.

Die Unterteilung von Gewaltphänomenen in Formen psychischer und physischer Gewalt kann auch zur Analyse der Gewalt im Genozid in Ruanda eingesetzt werden. Diese Gewaltformen sind nicht in allen Teilen von den sprachlichen Merkmalen eines Genozides abzugrenzen, da viele Aspekte der psychischen und physischen Gewalt die »Sprache des Genozids« begleitet haben. Unter einem sprachlichen Gesichtspunkt lässt sich unter anderem die Propaganda über Radiosender oder andere Kanäle analysieren, die dann wiederum andere Gewaltformen begleitet hat.

Typisierend lassen sich Formen psychischer und physischer Gewalt insofern unterscheiden, dass man unter *psychischer Gewalt* verbale Hetzjagden, Denunciation, »Auflauern«, Präsenz zeigen, »unter Druck setzen«, Drohungen, Erpressungen und Dehumanisierung verstehen kann und unter *physischer Gewalt* die Zerstörung von Eigentum, Freiheitsberaubung, scharfe/spitze/stumpfe Gewalt, Verstümmelung, persönliche Bereicherung (einschließlich Status erweitern sowie das hinzugewinnen politischer Posten), Plünderung und Raub, Vergewaltigung, Töten sowie die systematische Vernichtung. Hinzu kommen Formen der Unterstützung der Täter ohne Gewalt wie »Anfeuern«, Wegschauen oder die Bereicherung am Leid der Opfer im Sinne von Machtausübung und Selbstaufwertung.

Mit seiner Definition von »acht Stufen« des Genozids hat Stanton darauf hingewiesen, dass unter anderem die »Organisation« und »Vorbereitung« Stufen eines Völkermordes darstellen (Stanton 1998). Nicht nur für die Koordination der Aktionen, sondern auch innerhalb einer Tätergruppe übernehmen bestimmte Personen entsprechend die Rolle von Befehlshabern. Wie Jean Hatzfeld erläutert, kam diese Aufgabe in Ruanda den Unterpräfekten und Mitgliedern des Gemeinderates zu, ebenso pensionierte Soldaten und Polizisten, letzteren vor allem wegen der Waffen, die sie aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit zur Verfügung hatten (Hatzfeld 2004b: 14).

Bei dem Versuch, die Erlebniswelt der Täter und Opfer zu beschreiben, können Selbst- und Fremdwahrnehmungen anhand der Sprache analysiert werden, die die Beteiligten selbst verwendet haben. Die Erlebnisberichte und Interviews, die Hatzfeld zusammengestellt hat, bieten dafür eine Grundlage. Auch Hatzfeld selbst versucht, sich am Sprachgebrauch zu orientieren, z. B. wenn er davon spricht, dass im späteren Verlauf des Genozides auch die »Mutigsten« unter den jungen Leuten Leitungsfunktionen übernommen hätten (Hatzfeld 2004b: 14 f.).

Auch die weiteren Formen und Aufgaben innerhalb des organisierten Verbrechens lassen sich mit Ausdrücken beschreiben, welche die Beteiligten selbst verwendet haben wie zum Beispiel »Einschüchterer« und »Totmacher«:

»Die Einschüchterer legten das Programm fest und übernahmen das Anfeuern, die Kaufleute stellten Geld- und Transportmittel, die Bauern zogen durchs Land und richteten die Verwüstungen an. Aber beim Totmachen mussten sie alle mit der Klinge in der Hand mitmachen und ihren Anteil leisten, jedenfalls eine angemessene Menge Arbeit erledigen.« (Täter-Interview, in: Hatzfeld 2004b: 16).

Bezüge zur Phase der Planung eines Genozids lassen auch noch in späteren Phasen erkennen. Die bei der Beschreibung durch die Täter verwendete Sprache enthält Hinweise auf das Selbstbild des Organisators. So äußert sich einer der interviewten Täter über den Ablauf folgendermaßen:

»Ich war jung und hatte in der Ortsgruppe [...] die Verantwortung für das Töten [...]. Ich stand also früher auf als meine Nachbarn, um bis ins Detail alle Vorbereitungen zu treffen. Ich pfiff zum Appell, drängte beim Sammeln auf Beeilung, ich rüffelte die Langschläfer, stellte fest, wer fehlte, überprüfte die Gründe von Abwesenheit und gab die Anweisungen weiter. Wenn im Anschluss an eine Besprechung der Führungskader eine Erklärung abzugeben war oder die Männer verdonnert werden mussten, so tat ich das ohne Umschweife. Ich gab auch den Befehl zum Abmarsch.« (Täter-Interview, in: Hatzfeld 2004b: 17).

Hier ist zudem der militärische Jargon auffällig. Als »schlecht Informierte« (Hatzfeld 2004b: 14) galten Personen innerhalb der Gruppe der Täter diejenigen, die »ohne ihre Macheten und Schneidewerkzeuge« (Hatzfeld 2004b: 14) am Treffpunkt auftauchten. Die eigene Wahrnehmung der Täter entfernt sich jedoch weit von der Vorstellung einer strukturierten und durchorganisierten Tat:

»Im Grunde genommen ist es völlig übertrieben zu behaupten, dass wir auf den Hügeln organisiert gewesen wären. [...] Die einzige Vorgabe war, bis zum Ende dabeizubleiben, einen zufriedenstellenden Rhythmus einzuhalten, niemanden zu verschonen und alles zu plündern, was da war. Es war unmöglich, dabei Pfusch zu machen.« (Täter-Interview, in: Hatzfeld 2004b: 18).

Die Absicht, eine ethnische Bevölkerungsgruppe auszulöschen, wurde beim Genozid in Ruanda offen kommuniziert. Jedenfalls sind explizite Hinweise darauf den Äußerungen der Täter zu entnehmen: »Der Ortsvorsteher hat uns

allen in der Runde gesagt, dass wir künftig nichts anderes zu tun hätten als Tutsi zu töten. Wir haben ihn richtig verstanden, dass es um ein Programm endgültiger Vernichtung ging.« (Hatzfeld 2004b: 13). Bei Versammlungen der Täter, die der gemeinsamen Zielrichtung dienen sollte, die Tutsi zu vernichten, wurden die Täter entsprechend indoktriniert: »Dort hat der Ortsvorsteher uns eröffnet, dass der Grund der Versammlung darin lag, alle Tutsi ohne Ausnahme zu töten. Das wurde in aller Einfachheit gesagt, das war auch einfach zu verstehen.« (Hatzfeld 2004b: 14). Weitere Äußerungen der Tätern gingen in ähnliche Richtungen: »Wir mussten schnell machen, daher hatten wir keinen Anspruch auf freie Tage, schon gar nicht Sonntage: Wir mussten die Sache bald erledigt haben. Alle Feiern hatten wir abgesagt. Ohne Rangunterschied waren wir – einer wie der andere – nur zu einer Arbeit verpflichtet: die Kakerlaken allesamt zu erschlagen.« (Hatzfeld 2004b: 18).

Diese Formen des fehlenden Unrechtsbewusstseins und der Verharmlosung, auch durch die einerseits schockierende (»Kakerlaken«, »Tutsi ohne Ausnahme töten« u. a.) andererseits verharmlosende Wortwahl (der Begriff der Arbeit, die Erwähnung eines Anspruchs auf freie Tage), lassen den Leser oftmals sprachlos zurück. Ein mangelndes Problem bewusstsein der Täter wird durch das Lesen von Erlebnisberichten und Aufzeichnungen immer deutlicher. Die Einfachheit der Sache, die von den Tätern geschildert wird, wird durch die Einfachheit der Sprache und dadurch bestärkt, dass das Reflektieren der eigenen Taten gänzlich zu fehlen scheint.

4.2 Das Töten als »Arbeit«: Formen euphemistischen Sprachgebrauchs

Die Täter gebrauchen häufig Ausdrücke zur Beschreibung ihrer Taten, als würde es sich dabei um die Beschreibungen regulärer Arbeit (Welzer 2005: 202 f.) handeln, zum Beispiel indem sie von »freien Tagen« (Hatzfeld 2004b: 18) sprechen, sowie von Arbeitszeiten: »Sie kamen gegen 9 Uhr, manchmal auch um 10 oder 11 Uhr, wenn sie keine große Lust hatten zu arbeiten.« (Mwanankabandi, in: Hatzfeld 2004a: 169). Der Gebrauch einer Trillerpfeife unterstützt diese Analogie. Er lässt sich nicht nur mit dem Bereich des Militärs, sondern auch dem Bereich des Sports assoziieren. Ersteres deutet auf eine streng hierarchische und organisierte Tätigkeit hin (Mukamanzi, in: Hatzfeld 2004a: 77), letzteres kann auch als Freizeitgestaltung interpretiert werden. In dem zitierten Beispiel wird denn auch von Freizeitaktivitäten gesprochen, die für die Taten geopfert werden mussten (Hatzfeld 2004b: 18). Auch dies ist eine Form der Dehumanisierung: In der Retrospektive wird von den Tätern seltener vom »Töten« oder

»Vernichten« gesprochen, stattdessen werden die Taten umschrieben und durch verharmlosende Begrifflichkeiten beschönigt.

In den Beschreibungen der Täter lässt sich damit eine weitere Stufe der Dehumanisierung bzw. Entmenschlichung durch den Sprachgebrauch erkennen: Die Ausführungen über das Morden seitens der Täter sind auch »entmenschlicht« in dem Sinn, dass Menschen darin nicht mehr vorkommen. Dass eine Gruppe von Menschen anderen Menschen die Menschlichkeit abstreitet und sie mit Ungeziefer oder Krankheiten gleichstellt, erscheint dann als eine Vorstufe dieser Entmenschlichung, von der Hatzfeld spricht (vgl. Hatzfeld 2004b: 18). Die Dehumanisierung durch Sprache tritt bei Genoziden als Phänomen unter anderem in den Medien, wie dem Radio oder dem Fernsehen, zutage (vgl. Hatzfeld 2004b: 18). »At this stage, hate propaganda in print and on hate radios is used to vilify the victim group.« (Stanton 2008). Auch für die Entwicklung des Genozids in Ruanda haben Medien eine bedeutende Funktion gehabt, insbesondere die »Hasspropaganda« über das Radio (vgl. Rau 2013).

Die Auswirkungen einer entmenschlichen Sprache auf die Verhaltensweisen der Täter und Opfer lassen sich auch untersuchen, indem dabei das Verhältnis von Distanz und Nähe zwischen Tätern und Opfern thematisiert wird. Auch die Art und Weise des Tötens oder das eventuelle Trauma danach könnten damit in Zusammenhang stehen.

Besonders augenfällig ist der Begriff der *Arbeit* in seinem Bezug zum Begriff des Tötens – ein Bezug, der von den Täter häufig hergestellt wird (Welzer 2005: 234): Diese Begrifflichkeiten werden teilweise sogar synonym verwendet. So wird zum Beispiel von (Arbeits-)Zeiten von 9–16 Uhr (vgl. Hatzfeld 2004b: 13) gesprochen. Auch das Verhalten der Täter lässt sich mit dem Verhalten bei der Arbeit im Umgang mit den Kollegen vergleichen: zum Beispiel, wenn berichtet wird, dass während des Genozides »*Arbeit* zusätzlich [...] [übernommen wird] für andere [...] [und] nach der *Arbeit* erst einmal [wichtig ist,] Ruhe und Entspannung [zu] finden.« (Hatzfeld 2004b: 15). Neben der Arbeit gibt es noch weitere Synonyme für das Morden: So sprechen die Täter auch vom »*Jagen*«. Ein Täter erläutert dies wie folgt: »Wir zogen mit etwa hundert oder zweihundert *Jägern* in den Busch, wir wurden angeführt von zwei oder drei Herren mit Gewehren – Soldaten oder Einschüchterer.« (Hatzfeld 2004b: 16). Auch an diesen Stellen wird nicht vom Morden bzw. einem Völkermord gesprochen. Hier lassen sich nicht nur deskriptive, sondern auch normative Konzepte heranziehen. So ist zum Beispiel die Rede von »verharmlosenden« Begriffen eingebunden in ein normatives Konzept der Humanität.

Aus einer solchen normativen Perspektive erscheint der Umgang mit den grausamen Taten seitens der Täter erschreckend ignorant. Es wird von den Tä-

tern über die Zeiten direkt vor dem Töten oder die Zeit im Anschluss gesprochen, während die Zeit des Tötens beinahe belanglos erscheint: Das Töten selbst tritt in den Hintergrund. Vordergründig kann hier ein unreflektiertes Verhalten unterstellt werden. Beispielsweise berichten Täter folgendermaßen von ihrem Tagesablauf (im folgenden Beispiel befanden sie sich auf dem Weg in die Büsche und Sümpfe zum Töten):

»Wer schwätzen wollte, schwätzte. Wer herumtrödeln wollte, trödelte hinterher; es durfte bloß nicht auffallen. Wer singen wollte, sang. [...] Wir sangen [...] kein gehässiges oder verächtliches Wort gegen die Tutsi [...] [,] wir wählten ganz schlicht traditionelle Lieder, die uns gefielen.« (Täter-Interview, in: Hatzfeld 2004b: 16).

Dies kann allerdings zeigen, dass sich die Täter nicht mit ihren Taten auseinandersetzen, sondern eher den Kontakt zu ihren Freunden, Bekannten und anderen Mittätern suchen und diesen festigen möchten (Welzer 2005: 206 ff.). Das spricht für ein ausgeprägtes Kontaktmotiv. Das Kontaktmotiv ist solchen Personen besonders wichtig, die den Wunsch nach der Zugehörigkeit zu einer Gruppe haben und beinhaltet zudem die Aspekte Schutz, Anerkennung und Geselligkeit. Auffällig ist hier, dass die Täter offenbar eine ganz andere Motivation haben, als die Sache des Tötens. Sie sprechen davon, dass sie nichts Negatives über die Tutsi gesungen haben. Das zeigt, dass es eigentlich um das gesellige Beisammensein ging (Singen, Schwätzen etc.), welches durch die scheinbar unbedarften Äußerungen der Täter impliziert wird. Das macht die Taten für den Leser noch unbegreiflicher. Die Hetzjagd (Johnson 1997: 39 ff.) auf die Tutsi wird bereits vorher durch Radiostationen (vgl. Melvern 2009), wie bspw. das *Radio Mille Collines* (Johnson 1997: 41), und die Versammlungen gestärkt.

Wie bereits beschrieben, legten die Einschüchterer das Programm fest (Hatzfeld 2004b: 16). Einer der Täter beschreibt dies so: »Wir versammelten uns auf dem Fußballplatz unter Freunden und wir gingen auf Jagd aus Leidenschaft.« (Hatzfeld 2004b: 19). Der Vergleich des Tötens mit der (in unserer Gesellschaft meistens akzeptierten) Jagd auf Tiere und der Begriff der Leidenschaft verdeutlichen die Dehumanisierung des Prozesses. Der Täter verstärkt diese Sichtweise dadurch, indem er wie folgt vom Töten spricht:

»Er [das Opfer, Anm. J.G.] war für mich gar kein gewöhnlicher Mensch mehr, ich meine, wie man ihn tagtäglich trifft. Seine Züge ähnelten nur noch der Person, die ich kannte, aber nichts erinnerte mich mehr verbindlich daran, dass er eine Ewigkeit an meiner Seite gelebt hatte.« (Täter-Interview, in: Hatzfeld 2004b: 28).

Wie bereits erwähnt, stellt sich die Dehumanisierung so dar, dass das Opfer nicht mehr als Mensch gesehen und erkannt wird und zudem vermieden wird, dass dem Täter etwas Menschliches an dem Opfer bewusst wird. Das erleichtert das Töten: »Wenn wir in den Sümpfen Tutsi aufspürten, sahen wir in ihnen keine Menschen mehr. Sie waren nicht mehr unsere Ebenbilder, die mit uns die Fähigkeit zu denken und die entsprechenden Gefühle teilten.« (Hatzfeld 2004b: 51). Die Täter erkennen zwar, dass sie getötet haben. Sie erkennen ebenfalls, dass sie als Mörder dastehen. Einige Sätze wirken auf den ersten Blick zudem wie ein klares Schuldeingeständnis: »Wir waren nicht nur zu Verbrechern geworden, wir waren so etwas wie Bestien in einer barbarischen Welt geworden.« (Hatzfeld 2004b: 51).

Dadurch, dass die Täter Tiermetaphern verwenden (»Bestien«), versuchen sie jedoch – unbewusst oder bewusst – das Geschehene von sich fern zu halten. Der Begriff »Bestie« impliziert, dass sie sich in eine solche verwandeln konnten und ist zudem sehr entmenschlicht. Wenn die Täter außerdem von einer »barbarischen Welt« sprechen, nimmt diese Zustandsbeschreibung einen Teil der zu übernehmenden Verantwortung weg, weil es die Taten legitimieren könnte. Denn: In einer barbarischen Welt gibt es Barbaren. Und es sagt aus, dass die Täter eventuell nicht verantwortlich für ihre Taten sind.

4.3 Distanz und Nähe

»Ein Stapel Leichen von mindestens zehn Metern Höhe war vor dem Krankenhaus aufgeschichtet worden. [...] Bei einigen standen noch die Augen offen, sie sahen mich mit einer Eindringlichkeit an, die ich nicht ertrug. Ich musste meinen Blick abwenden.« (Dallaire 2007: 545).

Eine wichtige Frage, die oben genannt wurde, war die, ob die Distanz und Nähe Auswirkungen auf das Töten haben kann. Die Thematik von Distanz und Nähe ist ein wichtiges Thema, da man davon ausgehen kann, dass diese Aspekte wichtige Rollen für die Hemmung und Enthemmung beim Töten darstellen. Unter bestimmten Voraussetzungen kann die Tötungshemmung als ein Zustand der »Normalität« angesehen werden. Das meint, dass (friedlich) sozialisierte Menschen eine Hemmung und Distanz entwickelt haben, die schon durch ihre Wirksamkeit daran hindert, anderen Menschen solch ein Leid zuzufügen (vgl. Elias 1969).

Um an dieser Stelle jedoch den Prozess verstehen zu können, soll ein kleiner Bereich aufgegriffen werden. Norbert Elias spricht davon, dass die »stabile Selbstzucht de[s] einzelnen Menschen« dazu verhelfen würde, dass sich eine Gesellschaft zivilisiert und möglichst gewaltfrei verhalten kann. Diese Form der Regulierung bestünde jedoch nicht für sich alleine, d. h. sie sei eingebunden in bestimmte Beziehungsgeflechte und »Sozialstrukturen«⁶.

Wenn nun beim Beispiel des Genozids in Ruanda auf die Morde geschaut wird, so kann jedoch festgestellt werden, dass gerade diese Distanz bei den Tätern das Morden erleichtert hat. Wie kann das also sein, wenn davon ausgegangen wird, dass Menschen eine Art Hemmung besitzen würden, anderen Menschen Leid anzutun? Man kann davon ausgehen, dass eine Distanz zum Töten ursprünglich vorhanden gewesen sein könnte, jedoch die Wirksamkeit eine andere war, d. h. die Täter haben sich selbst beim Akt des Tötens eine Distanz geschaffen, um die Nähe zum Opfer zu vergrößern und überhaupt töten zu können. Wie kann Distanz geschaffen werden?

Die Täter beschreiben zum Beispiel, dass sie sich geekelt hätten (Hatzfeld 2004b: 25). Dieser Ekel kann dazu führen, sich dem Geschehen abzuwenden, bzw. dieses emotional nicht an sich heran zu lassen. Ebenfalls kann die abstrakte Betrachtungsweise des Geschehens oder die zum Opfer zu einer Distanz führen. Zum besseren Verständnis lässt sich ein Beispiel heranziehen, wo ein Täter seinen ersten Mord an einer ihm bekannten, alten Frau begeht, die bereits von anderen Tätern zuvor schwer misshandelt wurde. Er beschreibt den Aspekt des Verdrängens wie folgt: »Aber weil sie schon am Boden lag und am Sterben war, hatte ich gar nicht das Gefühl, dass ihr Tod von meinen Händen gekommen wäre. Ich bin abends nach Hause gegangen und habe nicht einmal mehr daran gedacht.« (Hatzfeld 2004b: 25).

Hier ist eine Verantwortungsdiffusion erkennbar, da die Frau bereits am Boden lag und der Täter die Verantwortung auf andere Personen überträgt, die

6 Vgl. die Theorie von Norbert Elias zu den Sozialstrukturen, die einerseits »Güterversorgung, die Erhaltung des gewohnten Lebensstandards [...] und [...] auch die gewaltlose Bewältigung innerstaatlicher Konflikte, die gesellschaftliche Pazifizierung« beinhaltet, wobei aber andererseits die Zivilisation als solche immer »gefährdet« sei, nämlich »durch soziale wie persönliche Konflikte [, die zu jedem] menschlichen Zusammenleben [dazugehören]« (Elias 1980: 98). Norbert Elias spricht von einer Entwicklung der Gesellschaft, welche die Pazifizierung des Einzelnen einschließe. Dies bezeichnet Elias als Vorhandensein »tiefgreifende[r] zivilisatorische[r] Verwandlung der ganzen Persönlichkeitsstruktur« (Elias 1980: 101).

ebenfalls Gewalt an der Frau angewendet hatten (vgl. Zimbardo/Gerrig 2008).⁷ Ergänzend lassen sich hier in Bezug auf Ruanda noch einige Aspekte hinzufügen. Die Verantwortungsdiffusion ist in dem aktuellen Beispiel ein wichtiger Punkt, da diese auch bei Tätern auftreten kann, wenn diese für ihre Taten Verantwortung übernehmen sollen. In diesem Fall sagt ein Täter aus Ruanda, dass das Opfer bereits am Boden lag und er somit nicht das Gefühl hatte, es selber getötet zu haben, obwohl dieses real der Fall war (Hatzfeld 2004b: 25).

Diese Formen des Verhaltens lassen sich auch bei anderen Taten der Huta beobachten: Viele der Täter töteten, weil andere aus der Gruppe ebenfalls getötet haben. Sie haben sich eine Art gemeinsame Distanz geschaffen, indem sie als Gruppe der Täter der Gruppe der Opfer gegenübergestellt waren. In dem Beispiel, wo der Täter die am Boden liegende alte Frau töten sollte und somit seinen ersten Mord begehen sollte, waren viele weitere Täter anwesend und haben ihn angestachelt. Es war unklar, was mit ihm passieren würde, wenn er sich dagegen ausgesprochen hätte und die Frau nicht getötet hätte. Zudem konnte er bereits beobachten, was andere anwesende Personen an Verhaltensweisen gezeigt hatten und was offenbar das gewünschte Verhalten der Gruppe zu sein schien (Cialdini 2010; Zimbardo/Gerrig 2008: 119). Dies ist auch ein wesentlicher Aspekt des sogenannten Bystandereffekts, nämlich, dass niemand genau weiß, was gerade passiert bzw. los ist. So berichtet einer der Täter: »Ich erinnere mich noch genau, dass ich wegen des Getöses losgeschlagen habe, ohne darauf zu achten, wen es traf. Ich habe sozusagen aufs Geratewohl in die Menge gehauen.« (Hatzfeld 2004b: 25).

Man kann dieses Phänomen ebenfalls mit dem Bystandereffekt in Verbindung bringen, der in Situationen auftritt, in denen mehrere Personen helfen (oder tätig werden) könnten und in denen uns die Person fremd und unähnlich ist (Cialdini 2010; Zimbardo/Gerrig 2008: 119). Eine solche Situation kann von den Tätern bewusst oder unbewusst geschaffen werden, indem sie in den Opfern keine Menschen mehr sehen, oder aber, indem sie ihr Gesicht bei der Tat abwenden, um kein Opfer anblicken und erkennen zu müssen:

»Zum Glück habe ich am Anfang mehrere Personen getötet, ohne ihnen ins Gesicht zu sehen. Ich meine das so: Ich schlug drauflos, jemand schrie auf, aber das kam von allen Seiten. Das Gewirr von Schlägen und Schreien verteilte sich auf alle.« (Täter-Interview, in: Hatzfeld 2004b: 25).

⁷ Siehe dazu auch die 6. Auflage: Zimbardo/Gerrig 1995: 684; sowie ähnlich: Cialdini 2010: 185.

Hier wird deutlich, dass der Täter versucht, sich selber eine Distanz zu seinen Taten zu schaffen. Er spricht von mehreren Personen, die er tötet, ohne ihnen ins Gesicht zu sehen. Die Schreie verteilen sich noch und der Täter kann die Laute nicht den Personen zuordnen, die er gerade tötet. Indem er davon spricht, dass er »drauflos« (Hatzfeld 2004b: 25) geschlagen hat, kann er auch nicht mehr zuordnen, wie viele er letztendlich getötet hat. Hier kann wieder von der Verantwortungsdiffusion gesprochen werden. Die Verantwortung für die Morde an den vielen Menschen überträgt sich hier wieder auf alle Anwesenden, da der einzelne Täter überhaupt nicht mehr weiß, wie viele Menschen und wen er genau getötet hat. Die Distanz ist auch zu schaffen, indem eine andere Form der Waffe, als die der Macheten, gewählt wird. Macheten sind direkt am Opfer einzusetzen und das bedeutet, dass die Täter sich direkt am Opfer befinden und es eventuell anblicken müssen. Einer der Täter, der ein Gewehr besitzt, formuliert dieses als glücklichen Umstand:

»1994 beim Töten in den Sümpfen hatte ich ausgesprochenes Glück, denn ich konnte mein altes Gewehr vom Militär zum Töten nehmen. [...] Im Vergleich zur Machete ist das Töten mit dem Gewehr ein Kinderspiel; man ist sehr viel weniger berührt.« (Täter-Interview, in: Hatzfeld 2004b: 28 f.).

Die Verwendung von Handgranaten schafft ebenfalls diese Distanz: »[...] ohne die tödlichen Auswirkungen mitzubekommen, höchstens, dass ich die Schreie hörte« (Hatzfeld 2004b: 29).

Wenn jedoch die Mittel der Waffen in Form von Granaten oder Gewehren, die diese Distanz geschaffen hätten, nicht verfügbar waren, so mussten die Täter versuchen, trotz der Macheten und der damit verbundenen direkten Konfrontation der Situation und Opfer, eine eigene Form der Distanz zu schaffen, indem sie die Opfer nicht mehr anschauten, als Menschen wahrnehmen, oder eine Masse an Menschen wählten, um die Situation undurchsichtig und undurchschaubar zu halten: »Das Auftreffen [der Machetenschläge, Anm. J. G.] habe ich am Widerstand gespürt, aber nicht den Tod der Getroffenen wahrgenommen. In dem Wirrwarr gab es kein Leid, das mich persönlich berührt hätte.« (Hatzfeld 2004b: 29). Die große Bedeutung von entstandener Nähe wird auch durch eine weitere Aussage eines Täters deutlich: »Doch ich erinnere mich an die erste Person, die mich angeguckt hat, als ich den blutigen Schlag führte. Das war wirklich ein hartes Ding. Die Augen von jemandem, den man tötet, sind unsterblich, wenn sie einem im tödlichen Moment ins Gesicht blicken.« (Hatzfeld 2004b: 25). An dieser Aussage wird deutlich, dass es eine bestimmte Nähe schafft, wenn der Täter das Opfer ansieht, während er es tötet und es dem Täter

tatsächlich schwerer fällt, wenn er den Blickkontakt herstellt bzw. herstellen muss. Ein Täter spricht von dem Moment, wenn er in die Augen des Sterbenden schaut, dass dies »der Fluch des Opfers über den, der es gerade tötet« (Hatzfeld 2004b: 26) sei.

Oder aber es muss eine Form der Distanz durch Sprache gesucht werden, indem die Opfer nicht mehr als menschliche Lebewesen bezeichnet werden. An dieser Stelle können erneut die 8 Stufen des Genozids (Stanton 1998) herangezogen werden. So zeigt sich in der folgenden Beschreibung eines Täters aus Ruanda, wie die Dehumanisierung (Stufe 3 nach Stanton) sowohl in der Sprache verankert wurde als auch in Taten stattgefunden hat, und offenbar auch bewusst eingesetzt worden ist:

»Wenn wir auf eine Schar von Fliehenden stießen, die verzweifelt versuchten davonzukriechen, so bezeichneten wir sie als ›Nattern‹. Bevor das mit dem Töten losging, hießen sie bei uns üblicherweise ›Kakerlaken‹, aber während des Tötens passte es besser, sie wegen ihres Verhaltens ›Nattern‹ zu nennen, oder ›Taugenichtse‹ oder ›Hunde‹, weil Hunde bei uns nichts wert sind – auf jeden Fall waren sie in unseren Augen weniger als nichts.« (Hatzfeld 2004b: 143).

Auch eine bestimmte Form von Humor kann Distanz schaffen. Für Außenstehende wirkt dies brutal, zynisch und menschenverachtend. Für den Täter jedoch kann es auflockernd und enthemmend und beruhigend wirken, sich gewisse Situationen schön zu reden und brutale Vorgehensweisen scheinbar (für ihn) humorvoll zu betrachten: »Für mich war es komisch zu sehen, wie die Kinder lautlos umfielen [während sie erschossen wurden und starben]. Es geschah mit einer Leichtigkeit, die fast schon heiter [sic!] war.« (Hatzfeld 2004b: 29).

Dieser Euphemismus, die sogenannte Beschönigung der Tat, wird kenntlich durch Wörter wie »heiter« und »Leichtigkeit«. Für den Außenstehenden wirkt es abstoßend, stark befremdlich und ist zumeist nicht nachvollziehbar, wie ein Mensch sich so humorvoll und empathielos über eine solch grausame Tat äußern kann. Es spricht vieles dafür, dass die Täter diese Form der Witze dafür genutzt haben, um selber eine Form der möglichen Verarbeitung der Taten zu schaffen. Das stellt möglicherweise auch eine Art der Entlastung dar.

Es bleibt die Frage, ob die Täter selber so stark traumatisiert sind und Humor und Witze die einzigen Wege sind, um mit diesen grausamen Taten leben zu können. Durch mangelnde Aufklärung ist es ebenso schwierig, eine andere Form der Verarbeitung zu wählen, da Aufklärung und Bildung wichtig für eine tiefere Auseinandersetzung mit den eigenen Taten und der damit verbundenen Übernahme von Verantwortung ist.

4.4 Dehumanisierung durch die Täter aus Sicht der Opfer

»Wir sahen Tieren ähnlich, denn wie Menschen die wir einmal gewesen waren, sahen wir nicht mehr aus und sie hatten es sich eben angewöhnt, uns als Tiere zu betrachten. Entsprechend stellten sie uns nach. In Wahrheit waren sie es aber, die zu wilden Tieren geworden waren. Sie hatten den Tutsi den Charakter von Menschen aberkannt, um sie bequemer umbringen zu können.« (Rwililiza, in: Hatzfeld 2004a: 95 f.).

In diesem Abschnitt geht es um eine Stufe des Genozides, nämlich die Entmenschlichung des Opfers, um dieses herabzustufen und aus Sicht der Täter besser töten zu können. Die überlebenden Opfer haben sich im Nachhinein gefragt, warum die Täter so handeln und konnten diese Handlungen der Entmenschlichung häufig nicht begreifen. Der Überlebende Innocent Rwililiza sagt hierzu Folgendes:

»Bei einem Krieg kommen Intelligenz und Dummheit zusammen. Beim Völkermord geht es ausschließlich um degenerierte Intelligenz. Wenn ich über diese Zeit spreche, geht eins immer wieder über mein Begriffsvermögen hinaus: Das ist die Grausamkeit der Mörder. Wenn Menschen gemordet werden mussten, so reichte es doch, sie zu töten, aber warum musste man den Opfern bei lebendigem Leib Arme und Beine abhacken? [...] Jetzt sollen sie im Gefängnis von Rilima behaupten, sie wüssten gar nicht, wie sie derart unglaubliche Dinge begangen haben können. Aber sie erinnern sich an alles, bis ins kleinste Detail. Ich wiederhole mich: nach meiner Überzeugung metzelten und verstümmelten sie, um den Tutsi ihre Menschengestalt zu nehmen und sie so leichter ermorden zu können.« (Rwili-
liza, in: Hatzfeld 2004a: 105).

Es wird deutlich, dass die Dehumanisierung durch die Täter deutlich prägende Spuren im Trauma der Opfer hinterlässt. Die Wahrnehmung der Situation ist hierdurch ebenfalls geprägt: Die Frage nach dem »Warum« scheint allgegenwärtig zu sein; ebenfalls die Frage, warum die Täter die Opfer so entmenschlicht haben: »Warum zerstückelten sie eigentlich die Menschen, statt sie direkt zu töten?« (Rwililiza, in: Hatzfeld 2004a: 98). Die Entmenschlichung, so wurde bereits über die Täter geschrieben, führt zu leichterem Morden. Ein Überlebender sagt dazu: »Ich glaube im Übrigen, dass den Hutu ihr Werk leichter fiel, wenn sie uns wie wilde Wesen vegetieren sahen. Vor allem jenen, die mordeten,

ohne selbst von Hass beseelt zu sein.« (Rwililiza, in: Hatzfeld 2004a: 95). Die Entzivilisierung spielt bei einem Genozid eine ganz wesentliche Rolle. In den Erlebnisberichten der Opfer kann man bei den Erzählungen große Parallelen bezüglich der Thematik der Entmenschlichung feststellen:

»Dann hörten wir, dass die Bürgermeister, die Polizisten und die Gemeindebeamten über die Dörfer im Busch zogen und die Bewohner lauthals mit Befehlen überschütteten wie: ›Worauf wartet ihr noch, die Tutsi, diese Kakerlaken, zu vernichten wie in Kigali!‹ ›Für Tutsi gibt es hier keinen Platz mehr, tötet sie wo ihr nur könnt.‹ ›Es ist Schlangenbrut, es ist an der Zeit sie abzuschütteln. Niemand wird dafür bestraft!‹ Gleichzeitig haben die *Interahamwe* und die Soldaten aus der Kaserne von Gako es schon mal vorgemacht und eine erste Auswahl von Leuten getötet, deren Häuser vorher mit Farbe markiert worden waren.« (Uwanyiligira, in: Hatzfeld 2004a: 151 ff.).

Deutlich wird an dieser Aussage besonders, dass erneut die Autoritäten in Form von Bürgermeistern, Polizisten und Gemeindebeamten erwähnt werden. Wie bereits geschildert, spielen diese Positionen in Ruanda eine bedeutsame Rolle, da die Funktion hierarchisch sehr hoch anzusiedeln und zudem hoch angesehen ist. Die Personen in dieser Funktion erhalten einen gefährlichen Einfluss, wenn sie zudem, genau wie beim Radio zu der Zeit, die Hetzjagd unterstützen und durch dehumanisierende Begriffe verstärken, wie zum Beispiel durch die Verwendung der Bezeichnungen: Kakerlaken und Schlangenbrut.

Diese Tierbezeichnungen sind zusätzlich negativ behaftet und gelten als Ungeziefer und giftig. Dadurch, dass die Autoritätspersonen zudem ankündigen, dass Tätern nichts passieren würde (›Niemand wird bestraft!‹) und die Lage 1994 in Ruanda sowieso schon höchst angespannt war, kann man von einem Normumbruch sprechen. Nicht zu vernachlässigen, und auch an dieser Aussage erkennbar, ist die Tatsache, dass die Menschen häufig konform handeln, was zudem durch die besondere Rolle der Autoritäten verstärkt wird (vgl. Milgram 1974). Wenn diese schon mit dem Beispiel vorausgehen, im Zitat deutlich durch die Aussage, die Soldaten hätten es (das Töten) schon mal vorgemacht, kann auch vom Lernen durch Beobachtung gesprochen werden, wenn sich andere Menschen diese Handlungen abgucken und daraufhin auch töten.

4.5 Berichterstattung und Nachrichtenlage

4.5.1 Radio, Presse und Medien in Ruanda

Die Berichterstattung in Ruanda ist mitunter auch für den Genozid verantwortlich zu machen (Johnson 1997: 39 ff.). Die Rolle des Radios und die Auswirkun-

gen der Hetzkampagnen werden hier kurz dargestellt. Möglicherweise sind Täter häufig in die Rolle der Beobachter, nämlich der Berichterstatter über das Radio, geschlüpft und konnten somit über dieses Medium in weiten Teilen ihre Hassreden verbreiten. Die Medien-Forscherin Hildegard Schürings beobachtet die Rolle und Entwicklung des Journalismus und des Radios Anfang der 90er Jahre wie folgt:

»Ab 1990 nahm die Zahl der Zeitungen ständig zu. Während bis dahin eine starke Preszensur ausgeübt wurde, herrschte nun plötzlich vollkommene Zügellosigkeit. Jeder durfte alles über jeden behaupten. Es gab keine gesetzlichen Grundlagen, die das Medienwesen regelten. So entstanden auf allen Seiten extremistische Blätter, in denen denunziert, ohne Beweise Menschen angeschuldigt und verleumdet wurden.« (Schürings 1994b: 53).

Zur Pressefreiheit muss angeführt werden, dass diese an sich sehr eingeschränkt war (und ist). Das Radio stand an sich ebenfalls stark unter staatlicher Kontrolle und wurde von den Staatsbürgern Ruandas auch gehört, da das Fernsehen noch nicht so verbreitet war: »Das Radio hatte einen großen Einfluß auf das tägliche Leben. Ihm wurde von der rwandischen Bevölkerung eine hohe Autorität zugeschrieben.« (Schürings 1994b: 53).

Hier soll im Folgenden speziell auf die Rolle des Beobachters – des Moderators – eingegangen werden, der eigentlich ein Täter ist, jedoch häufig nicht als solcher wahrgenommen wurde. Ein Moderator des so genannten »Freie[n] Radio-Fernsehen[s] der Tausend Hügel« (RTLM) »rief zu Gewalt und Mord auch gegen seine eigenen Landsleute auf« (Schürings 1994b: 53): »Während des Völkermords und des Krieges im April 1994 stachelte der Sender, der später zusammen mit Millionen Rwandern nach Zaïre flüchtete, weiter zum Morden an. Er forderte die Bevölkerung auf, Rwanda zu verlassen, da der Feind, die FPR, sie alle ermorden würde. Ab Anfang Juli 1994 wurde nicht mehr gesendet.« (Schürings 1994b: 53). Zum besseren Verständnis dieser besonderen Rolle des Beobachters, der scheinbar nur die Tatsachen für das Volk dokumentiert und berichtet und der zugleich eigentlich ein Täter ist, sollen hier ein paar Auszüge aus der Radiosendung beispielhaft aufgeführt werden:

»»Damit alle Bauern endlich Frieden haben, ist es an Euch, jetzt zu handeln. Indem Ihr die Feinde sucht, findet Ihr auch Frieden. Wenn Ihr Frieden wollt, dann müßt Ihr Euch erheben und die Feinde suchen, die mitten unter Euch sind.«« (Auszug aus einer Radio-Sendung, in: Schürings 2004b: 54).

»Alle Hutu müssen jetzt verstehen, man muß verhindern, wieder in das Unrechtssystem zu geraten, mit Zwangsarbeiten und Schikane, in die Zeit der Knechtschaft [...].« (Auszug aus einer Radio-Sendung, in: Schürings 2004b: 54).

»In schwierigen Zeiten muß der Mensch zu allem bereit sein und entsprechend reagieren. So ist dies nun mal in schweren Zeiten, denn wir befinden uns im Krieg. Wir kämpfen gegen die Inkotanyi, die Enkel der Tutsi, gegen diejenigen, die sich gesagt haben (der Sprecher nimmt einen erschöpften Tonfall an): Sei's drum, die Hutu haben unseren Vätern die Macht entrissen und den Mwami gesetzt, jetzt überraschen wir sie [...].« (Auszug aus einer Radio-Sendung, in: Schürings 2004b: 54).

Die Nachricht des Flugzeugabschusses wurde ebenfalls über das Radio verbreitet und sogleich mögliche Täter(gruppen), die Tutsi, in einer beispiellosen Hetzjagd über dieses Medium verantwortlich gemacht (Uwizeyimana, in: Schürings 1994b: 60). Zusammenfassend ist hier also wichtig – zum Verständnis dieser Rolle des Beobachters – dass diese Rolle nur scheinbar als die des Helfers oder aufklärenden Beobachters angenommen wurde, sozusagen unter dem Deckmantel der Seriosität, jedoch in Wirklichkeit Teil der Dehumanisierung und Hetzjagd auf die Opfer, also eine Täterrolle ist!

4.5.2 Allgemeine Nachrichtenlage in Ruanda während des Genozides

An dieser Stelle soll daher besonders zu der Berichterstattung während des Genozides Bezug genommen werden. Honke und Servaes kritisieren, dass »[d]ie Berichterstattung unter dem Dilemma [leiden würde], daß [sic!] in Kigali niemals ständige Niederlassungen internationaler Nachrichtenagenturen oder wichtiger Presseorgane existierten. Korrespondenten [würden] vielmehr je nach Bedarf aus Nairobi oder Europa eingeflogen« (Honke/Servaes 1994: 229):

»Das im Gegensatz zu den ›vergessenen‹ Kriegen in Afrika (Angola, Liberia, Sudan usw.) intensive und ausdauernde Medieninteresse ist im apokalyptischen Ausmaß der rwandischen Katastrophe begründet, welches reichlich Stoff für Schreckensmeldungen und Horrorgeschichten jeglicher Art liefert und Zuschauer und Leser, trotz der Übersättigung durch tägliche Katastrophenmeldungen, nicht indifferent lässt.« (Honke/Servaes 1994: 229).

Des Weiteren gäbe es »kaum mit den Verhältnissen in Rwanda und der Sprache vertraute Journalisten, auf die im Krisenfall zurückgegriffen werden könnte. Infolgedessen sind – nach der Evakuierung der Entwicklungshelfer und Experten

– vor Ort gesammelte Informationen erster Hand Mangelware, es fehlen Augenzeugenberichte, es fehlen realitätsgerechte Analysen des Geschehens.« (Honke/Servaes 1994: 229).

Die Annahme, es gäbe zu wenig oder keine Augenzeugenberichte, kann so nicht bestätigt werden. Exemplarisch wäre hier Jean Hatzfeld zu nennen, der allein in zwei Werken in Erlebnisberichten auf die Meinungen und Erfahrungen von Opfern und Tätern fundiert aufmerksam macht. Dass es zu wenig an fundierten Beobachtern gibt, mag hingegen stimmen, wenn man sich an die Nachrichtenberichterstattung der Radios und anderen Medien erinnert. Zudem mag es richtig sein, dass die generelle Darstellung Afrikas und Ruandas oftmals dahingehend läuft, dass die Einwohner unzivilisiert und wild seien und somit von Natur aus gewalttätig. Diese Annahme geht in die Richtung der Argumentation der angeborenen Aggression und sogar der Selbsteinschätzung einiger Ruander (!). Honke und Servaes sagen hierzu:

»Hier wird suggeriert, Aggressivität und Gewalttätigkeit seien quasi natürliche Eigenarten der Afrikaner. Obwohl nirgendwo explizit von ihrer Minderwertigkeit die Rede ist, bedeutet dies, daß [sic!] die Menschen dort anders seien als wir, die zivilisierte Welt. Und Menschen, die aus keinem anderen Motiv als aufgrund ethnischer Identitäten zu solch exzessiver und brutaler physischer Gewalt fähig sind, müssen doch wohl Wilde sein, deren wahre Natur sich nun offenbart – ein Beweis für die Sinnlosigkeit aller zivilisatorischen Bemühungen.« (Honke/Servaes 1994: 233).

Die Darstellungen würden zudem in bestimmte Richtungen modelliert, so dass zum Beispiel suggeriert werde, dass »es sich [nicht] um ein Verbrechen handelt, daß [sic!] die Massaker von ganz bestimmten Individuen und Gruppierungen geplant, befohlen und durchgeführt wurden und die Urheber, Täter und Mittäter dafür zur Rechenschaft gezogen werden müssen.« (Honke/Servaes 1994: 233). Das erschwert die korrekte historische Dokumentation und anschließende Aufklärung ungemein. Honke und Servaes gehen davon aus, dass die genaue Benennung und Definition des Begriffs des »Völkermordes« elementar wichtig ist, damit Täter juristisch verfolgt werden können und Opfer Gerechtigkeit erfahren können. »Für die meisten Ruander muß sie [d. i. die Gerechtigkeit] verbunden sein mit Recht und Gerechtigkeit.« (Wagner 1997: 76). Das soll Gacaca⁸ leisten.

⁸ Gacaca bezeichnet ein traditionelles ruandisches Rechtssystem. Es wird vollzogen von den Dorfältesten der Gemeinschaft. Gacaca bedeutet übersetzt auch eine »Grasart«, die in den Bergen Ruandas vorkommt. Die Verhandlungen werden sitzend auf dem Gacacagras durchgeführt. Daher kommt die ebenfalls gängige Bezeichnung des

Die Darstellung sei somit für die kollektive Aufklärung unabdingbar. Sie kritisieren zudem: »[D]ie Tatsache, daß [sic!] auch Hutu Opfer der Massaker geworden sind und Tutsi sich daran beteiligt haben, blendet auch er [d.i. ein Täter, Anm. J. G.] aus.« (Honke/Servaes 1994: 237 f.).

Wichtig im Zusammenhang mit der Berichterstattung, bezogen auf Ruanda, sei außerdem, so hingegen Schürings, dass es nicht besonders sinnvoll sei, ausschließlich in einem Bereich nach den Ursachen für den Genozid zu suchen, zum Beispiel im zu hohen Bevölkerungszuwachs (Schürings 1994a: 9):

»Oder wenn, wie in deutschen Medien üblich, das allzu simpel gestrickte Muster der ›Stammesfehden‹ herhalten muss. Dies könnte den Eindruck erwecken, als seien Kriege wie auch der Völkermord naturgegeben und nicht zu verhindern. Doch der Krieg wie auch der Völkermord sind von Menschen geplant und ausgeführt worden.« (Schürings 1994a: 9 f.).

Wichtig ist daher, die Inhalte differenziert, objektiv und sachlich darzustellen. Nur so kann man herausfinden, welche Rolle wer eingenommen hat und wie diese zu werten ist.

4.6 Die Wirkung der Beobachterrolle auf die Bevölkerung Ruandas

Dass Beobachter stellvertretend für die westlichen Nationen im Land Ruanda während des Genozides unterwegs waren, fotografierten und berichteten, blieb von den Staatsbürgern Ruandas nicht unbemerkt. Spätere Augenzeugenberichte von überlebenden Opfern und von Tätern zeigten, dass der Eindruck häufig dahingehend war, dass der Völkermord zwar bemerkt wurde, jedoch daraufhin nicht eingegriffen worden ist. Das hatte möglicherweise zur Folge, dass die Opfer jegliche Hoffnung verloren haben, dass ihnen jemand hilft, und für die Täter erweckte es den Eindruck, dass sie tun und lassen konnten, was sie moch-

sog. »Wiesengerichtes«. Siehe hierzu: *Gacaca Community Justice* (2018) (<http://gacaca.rw/about>) »The word Gacaca refers to ‘a bed of soft green grass’ on which a community and leaders known for their integrity and wisdom gathered to discuss and resolve conflicts. The traditional dispute resolution system dealt with issues within or between families and members of the same community. It would finish by sharing a drink as a sign of reconciliation. If the parties were not happy, they could take their case to the chief or even the king.«

ten, da es offenbar nur wichtig war, dass Ausländern nichts passiert, jedoch bei Ruandern nicht eingegriffen werden würde.

Den Tätern war offensichtlich durchaus bewusst, dass die Reaktion des Westens ausblieb und sie ungehindert ihr Morden fortsetzen konnten: Die mögliche Hemmung und Distanz des Täters zum Opfer durch die Beobachterrollen entfiel scheinbar. Einige Erlebnisberichte zeigen genau diese Umstände auf: »Die Ausländer, die zivilen und militärischen Entwicklungshelfer und die Vertreter der Hilfsorganisationen waren vorsorglich in Sicherheit gebracht worden.« (Hatzfeld 2004a: 163). An anderer Stelle heißt es:

»Ich erinnere mich an die französischen Soldaten in Butare, die schon frühmorgens in ihren neuen Trainingsanzügen schwitzten. Gleich an den ersten Tagen des Völkermords haben sie sich davon gemacht und alle Weißen veranlasst, mit ihnen auszufliegen. Warum waren sie überhaupt da, wenn sie kein Gewehr bedienen können?« (Umubyeyi, in: Hatzfeld 2004a: 213).

Dass ebenso die anderen afrikanischen Staaten nicht eingegriffen haben, wurde ebenfalls registriert: »Man muss jedoch an eine noch viel wichtiger Wahrheit erinnern: Auch unsere afrikanischen Brüder haben nicht einen Finger mehr gekrümmkt als die Weißen, um unsere Leben zu retten.« (Kayitesi, in: Hatzfeld 2004a: 187). Dieses Wissen mag bei den Opfern eine noch viel größere Verunsicherung hervorgerufen haben. Das Trauma ist bei einigen Überlebenden dadurch möglicherweise noch verstärkt worden. Hier ist auch die Rolle der UNO interessant. Eine große Verunsicherung wird jedoch auch seitens der westlichen Bevölkerung vermutet. Diese entsendeten zunächst scheinbar sehr wenig Journalisten während des Völkermordes:

»Während des Völkermords an den Tutsi (Frühjahr 1994) waren ausländische Journalisten in Ruanda äußerst rar, doch sie kamen gleich in Schwärmen, um die Kolonnen der Hutu-Flüchtlinge bis zur Grenze des Kongo (Sommer 1994) zu begleiten. Dieses Ungleichgewicht der Berichterstattung, der Ausmarsch der Hutu-Flüchtlinge aus unklaren Beweggründen [wird hier deutlich, Anm. J. G.].« (Hatzfeld 2004a: 164).

Zum einen könnte es daran gelegen haben, dass die Situation deutlich unterschätzt wurde, da der Zeitraum sehr kurz war, in dem bis zu eine Million Menschen umgebracht wurden, und die Zeit somit scheinbar zu kurz war, um schnell handeln zu können. Dass der Zeitraum sehr kurz zum Einschätzen der Situation sei, wird zwar von den Überlebenden bemerkt, jedoch bei den Beobachtern stark kritisiert: »Im Fall von Ruanda hätten die Weißen aber nach ein paar Tagen

unbedingt wissen müssen, dass es sich nicht um die üblichen Massaker handelte, sondern um einen Völkermord, doch sie haben nicht gehandelt.« (Umubyeyi, in: Hatzfeld 2004a: 215). Zum anderen wird mangelndes Interesse an Ruandas Bevölkerung unterstellt, welches der Grund dafür sei, nicht eingeschritten zu sein. Die Augenzeugenberichte von den Überlebenden Felis Muhiirwa und Berthe Mwanankabandi zeigen dieses sehr deutlich:

»Der Präsenz des französischen Militärs hat einen beispiellosen Medienrummel ausgelöst. Erst nachdem unerträgliche Bilder im Fernsehen und in der westlichen Presse gezeigt wurden, scheinen die reichen Länder sich entschlossen zu haben, in Rwanda zu intervenieren. Auf Druck der öffentlichen Meinung in ihren Ländern haben sie, wie durch Zauberrei, die Mittel gefunden, die ihnen vor knapp drei Monaten so sehr fehlten.« (Muhiirwa, in: Schürings 1994: 116).

»Ich verstehe nicht, warum die Weißen so lange zugeschaut haben, als man uns Tag für Tag mit dem Messer zu Leibe ging. Wenn Sie, der den Völkermord auf den Fernsehschirmen verfolgt hat, nicht wissen, warum die Weißen kein Zeichen der Missbilligung geäußert haben, wie soll ich das in meinem Versteck in den Sümpfen wissen? [...] Ich bin mir nicht sicher, ob ich dem Mitleid eines Ausländers glauben soll oder es richtig verstehe.« (Mwanankabandi, in: Hatzfeld 2004a: 175).

Die Überlebenden haben auch die Journalisten und Kriegsfotografen bemerkt, die in der Zeit des Genozides im Land unterwegs waren und mit Hilfe von sprachlichen Medien und bildlichen Eindrücken, wie zum Beispiel Fotografien, ihre Sicht der Dinge darlegten. Jedoch bewerten diejenigen, die sich geäußert haben, diese Anwesenheit und Arbeit sehr unterschiedlich. Einige Überlebende äußerten sich beispielsweise sehr kritisch dazu, indem sie feststellten, dass »ausländische Fotografen, die – ohne sich selbst in Gefahr zu begeben – dabeistanden und fotografierten, wie man die Tutsi in den Straßen der Stadt tötete.« (Uwanyiligira, in: Hatzfeld 2004a: 155). Des Weiteren sagten einige: »Und ein paar Wochen später haben die Weißen Prescefotografen geschickt, um der ganzen Welt zu zeigen, wie man uns umgebracht hatte.« (Rwililiza, in: Hatzfeld 2004a: 103). Damit unterstellt sie dem Beobachter, dem Kriegsfotografen und Journalisten unterlassene Hilfeleistung.

Andere Überlebende bewerten die Anwesenheit der Journalisten völlig anders, indem sie sich äußern, dass durch deren Arbeit überhaupt Hilfe gekommen sei, da deren Sprach- und Ausdrucksvermögen und Art der Kommunikation dafür gesorgt habe, dass die Geschehnisse durch Medien verbreitet wurden. Einer der kritischsten Punkte ist der, dass nur geholfen werden würde, wenn das

Leid äußerst spektakulär sei. Damit wird möglicherweise dem Beobachter Zuhause Voyeurismus unterstellt:

»Allerdings kamen die Kameraleute des Fernsehens und die Journalisten und reisten durchs Land. Sie schauten hin, aber sie bemerkten nur die spektakulären Ereignisse, wenn ich das so sagen darf. Sie sahen die Züge der Hutu auf den Straßen des Kongo entlang ziehen und sie kommentierten: ›Schauen Sie, das sind die Opfer des Krieges, die dem Tod entflohen.‹ Sie sahen die Truppen der RPF in die einzelnen Regionen einmarschieren und sie erklärten: ›Das sind Tutsi-Soldaten, die den Krieg zwischen den Ethnien gerade gewinnen und die Hutu verjagen.‹ Aber die Menschen, die sich im Schlamm der Sümpfe, in den Zwischendecken der Häuser oder auf dem Grund der Brunnenlöcher verbargen und wochenlang Gefangene ihrer Verstecke waren, die hatten niemanden, der um sie besorgt war.« (Umubyeyi, in: Hatzfeld 2004a: 213).

Die eigentlichen Opfer, welche die am meisten leiden würden, blieben unberichtet in ihren Verstecken, zum Beispiel den Sümpfen und im Busch, verborgen. Das spricht einerseits für eine sehr große Distanz zu den Opfern (die noch am Leben waren) und andererseits eine große Nähe zum Leid (Leichen, spektakuläre Fälle), welches z. B. von den Opfern als voyeuristisch wahrgenommen wird. Das persönliche Leid der Opfer blieb dem Beobachter jedoch weitgehend verborgen und wird im mangelnden Interesse gedeutet, welches die unterlassene Hilfeleistung (aus Sicht der Überlebenden) seitens der Beobachter erklären würde. Hier wird die Wirkung der Beobachterrolle auf die Bevölkerung Ruandas deutlich: Die zum Teil unterschiedlichen Sichtweisen und teilweise sehr ähnliche Gefühle, deren Spektrum vom Sich-im-Stich-gelassen-fühlen bis hin zur Wut oder Resignation über den Status Ruandas reichte.

4.7 Die Rolle der Helfer in Ruanda

Die Rolle der Helfer ist eine relativ wenig erforschte Gruppe der Akteure des Genozids in Ruanda. Gemeint sind in diesem Unterkapitel nicht die Helfer der Täter (bzw. die Unterstützer von Tätern), es sei denn, die Rollen vermischen sich, wie bereits beschrieben, und der Helfer ist möglicherweise auch ein Täter. Es sind hier die Helfer gemeint, die aus beispielsweise humanitären Gründen und/oder aus (christlicher) Nächstenliebe handeln. Hierunter fallen zum einen die Institutionen, wie z. B. Ärzte ohne Grenzen, das Deutsche Rote Kreuz, die UN, NGO, die Kirchen, zum anderen auch Privatpersonen, wie z. B. Nachbarn, Freunde und Bekannte, zum Teil unabhängig von Institutionen und Organisationen. Die Rolle des Helfers im Genozid ist abzugrenzen von den reinen Beobach-

tern, denen häufig Untätigkeit oder Voyeurismus vorgeworfen wird, den Opfern, die auf der Flucht vor den Tätern sind und in einer Rolle gefangen scheinen und den Tätern, die Jagd auf die Opfer machen und diese vernichten wollen. Die Rolle des Helfers wird häufig heroisch dargestellt. Sie wird uneigennützig und aufopfernd präsentiert. Bei der Rolle des Helfers ist die Rollenanalyse weitaus schwieriger, da die Personen oftmals nicht mehr klar den Helfern oder einer anderen Rolle zuzuordnen sind. Die Situation der Gewaltform des Genozides darf nicht unterschätzt werden, da es im Genozid in Ruanda sehr viele Täter sowie auch Beobachter/Zuschauer gab. Die Hilfe im Zuge einer Institution ist noch eine andere, da hierbei immer im Fokus der Organisation gehandelt wird, was diese Art der Hilfe nicht herabsetzen soll, jedoch einen Unterschied zu Einzelpersonen darstellt, da die bewusste Entscheidung, in einer direkten Gefahrensituation zu helfen, bereits vorab durch die Organisation getroffen wurde.

Der wohl berühmteste unter den Helfern während des Genozids in Ruanda ist Paul Rusesabagina gewesen, der Leiter des Luxushotels Hôtel des Mille Collines war, und in der Zeit des Genozides 1268 Menschen durch seine Hilfe das Leben gerettet hat (Rusesabagina 2006). Rusesabagina hat, unter großen Gefahren für sein eigenes Leben, während des Genozides Menschen bei sich im Hotel versteckt, ihnen Lebensmittel gegeben und ihnen Schutz geboten. Paul Rusesabagina wurde für seine Dienste mit dem Immortal Chaplains Prize for Humanity (2000) ausgezeichnet, und ihm wurde die Presidential Medal of Freedom (2005) verliehen. Zudem wurde in einer Hollywoodproduktion durch Regisseur Terry George seine Geschichte unter dem Titel „Hotel Ruanda“ verfilmt. Rusesabagina wurde jedoch 2012 – Jahre nach dem Genozid – von Kritikerseite vorgeworfen, er hätte durch seine Tätigkeiten sehr davon profitiert und hätte viel Geld damit verdient, indem er von den Flüchtlingen, denen er Schutz geboten hatte, für die Benutzung der Zimmer und Lebensmittel, Geld genommen hätte (Evers/Knaup/Nyonge/et. al. 2012).

Heute geht die Forschung eher von den *Umständen* aus, aus denen die Getriebenen handeln würden, und nicht von einer möglicherweise altruistischen Haltung der Helfer. Es kann außerdem vorkommen, dass die Distanz zum Geschehen eine Rolle spielt, da die Helfer einer Organisation bspw. ein anderes Selbstverständnis zur Hilfeleistung aufgrund ihrer beruflichen Funktion haben könnten. Beispielweise sind Ärzte aufgrund des hippokratischen Eides dazu verpflichtet, Menschen zu helfen (z.B. in den Flüchtlingslagern), oder Pastoren aufgrund ihrer Religion zu Werten wie Nächstenliebe, Menschlichkeit und Fürsorge angehalten. Das heißt zwar nicht, dass es nicht auch Personen dieser Berufsrolle gibt, die sich nicht daranhalten, jedoch machen diese Wertvorstellungen und Normen einen großen Teil der Berufsrolle aus.

Wenn Menschen viele andere Personen in ihren Handlungen beobachten, kann es sein, dass sie gerade deshalb genauso handeln, bzw. das Verhalten der anderen *in Ordnung* finden, da Menschen dazu neigen, sich konform zu verhalten. Die große Gefahr, vor der Menschen instinktiv flüchten wollen und die die Helfer oftmals bedroht, wenn sie dann eingreifen wollen, trifft auf Ruanda zu. Erwähnenswert ist sicher noch, dass Helfer häufig sehr schnell reagieren müssen und dieses Handeln unter Druck lähmst manche potentiellen Helfer so sehr, dass sie nicht mehr in der Lage sind, einzuschreiten. Die Rolle des Helfers wächst zudem ursprünglich aus der Rolle des Beobachters heraus, da die Menschen, die helfen, die Situation erst einmal beobachtet und eingeschätzt haben müssen, um für sich beurteilen zu können, ob Gerechtigkeit oder Unrecht besteht (und wenn es auch sehr schnell geschieht). Wenn sich potentielle Helfer bereits mit Themen der Gerechtigkeit und Werten vorab auseinandergesetzt haben, ist es möglicherweise so, dass sie besser dazu in der Lage sind, in Gefahrensituationen spontan hilfeleistend zu reagieren und zu handeln. Man kann sagen, dass die Ergebnisse der Forschung im Bereich der Zivilcourage und die damit verbundene Überzeugung, dass das Gerechtigkeitsempfinden der (potentiellen) Helfer eine entscheidende Rolle spielt, durchaus auf Ruanda übertragbar ist: Geholfen haben, wenn überhaupt, Menschen, die der festen Überzeugung waren, unabhängig von der Glaubensrichtung oder Institution, dass in den Monaten in Ruanda großes Unrecht geschehen ist.

Es gab sehr unterschiedliche Formen der Hilfe für die Opfer in Ruanda. Inwiefern diese Hilfe sinnvoll funktioniert hat, was die Helfer für Motive haben und was es für Schwierigkeiten mit der Hilfe gegeben hat, soll nun im Folgenden dargestellt werden. Wichtig ist es, zu verstehen, dass die Hilfe für die Opfer in Ruanda sehr eingeschränkt war, sodass es für die Täter möglich war, innerhalb von drei Monaten knapp eine Million Tutsi (und mit ihnen sympathisierende Hutu) zu töten. Die Rolle des Helfers scheint bei genauerer Betrachtung an andere Rollen gebunden: z. B. gibt es Beobachter, die Helfer geworden sind; Helfer, die zugleich Täter sind, und Opfer, die an anderer Stelle Helfer geworden sind etc.

5. ZWISCHENFAZIT

Der Punkt der mangelnden Wahrnehmung der versteckten Opfer durch die Beobachter wäre hier als interessant zu nennen, da erforscht werden müsste, ob eine Wahrnehmungsverzerrung vorliegen könnte, oder ob sich Kriegsfotografen und Journalisten tatsächlich nicht für die individuellen Opfer interessiert haben

könnten. Zusätzlich müsste geprüft werden, wie sich die jeweiligen Seiten eine angemessene Aufmerksamkeit vorstellen (denn das könnte sehr verschieden sein) und ob diese Art der Aufmerksamkeit womöglich in der Gefahrensituation gar nicht umsetzbar gewesen sein könnte. Das meint, dass die Opfer sich vor den Tätern versteckt haben und es mitunter für Berichterstatter schwierig gewesen sein könnte, diese zu finden und im nächsten Schritt dann, angemessen Kontakt aufzunehmen.

Dabei wäre die Sprache sehr wichtig, da sich auch hier die Frage stellt, welche angemessen wäre für das unvorstellbare Leid nach einem Genozid und welche Sprache der Aufklärung und Aufarbeitung gewählt werden müsste. Es ist wichtig, sich über die oftmals unbewussten und scheinbar unwichtigen Aspekte der Sprache Gedanken zu machen, auch über den großen Einfluss, welchen sie auf das Denken und Handeln nehmen kann, um zu verstehen, dass der Weg zur Hasssprache einen oftmals fließenden Prozess darstellt, welcher auch in den 8 Stufen des Genozids zu finden ist. Sowohl in der bereits dargestellten Stufe der Dehumanisierung, als auch in den Stufen Klassifizierung (zum Beispiel durch sprachliche Mittel), Symbolisierung (zum Beispiel durch Namensgebungen und Symbole), Polarisierung und Leugnung finden sich in Vielzahl Eigenschaften von Sprache, Gestik und Mimik wieder.

Die Sprache des Genozids entwickelt eine eigene Dynamik. Die Analyse kann zeigen, dass sie sich im Verlauf eines Genozids zunehmend radikalisiert, jedoch in den Anfängen schlechend, unterschwellig und im Verborgenen hält. Eine Herausforderung besteht folglich darin, die Aspekte der Sprache zu analysieren, richtig einzuschätzen und rechtzeitig Interventionskonzepte zu entwickeln.

6. KRITISCHE ANALYSE ZUR FORSCHUNG DER THEMATIK DER AUFKLÄRUNG UND PRÄVENTION IN RUANDA

Im Folgenden sollen einige Vorschläge zur Lösung und Prävention der Gewalt in Ruanda vorgestellt und analysiert werden. Wie stehen die Personengruppen folgenden Themenbereichen der Aufklärung gegenüber bzw. wie sind sie diesen gegenüber eingestellt? Das soll die folgende Darstellung aufzeigen (siehe Tabelle).

Im Zusammenhang mit der Prävention werden viele unterschiedliche Ansätze diskutiert. Bezuglich der Errichtung eines neuen politischen Systems lässt sich sagen, dass diese Idee nach einigen Überlegungen wieder verworfen werden kann: Es gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass diese Art der Umstrukturie-

rung alleine erfolgversprechend sein könnte. Demokratische Strukturen sind jedoch förderlich. Weiterhin könnte man das Konfliktpotential verringern und für die Wirtschaft Maßnahmen finden. Zudem sei dies mit großen Anstrengungen verbunden und ein längerer Prozess, geknüpft an große finanzielle Unterstützung. Es lässt sich vermutlich bejahen, dass Demokratien in Staaten auch keine Garantie sind, jedoch eine erst mal positive Entwicklung darstellen würden.

Ebenfalls genannte Aspekte zur Lösung wären zum einen die Nominierung eines geeigneten, für Menschenrechte einstehenden Justizministers und zum anderen Aufstellung einer nationalen Armee. Jedoch bleiben auch hier Unsicherheiten, z. B. ob der Gesprächsbereitschaft, Beobachtung und Kontrolle der Sicherheitskräfte und der Glaubwürdigkeit der Politik. Hier wären zwei Punkte hervorzuheben: Die schnelle Entsendung von Beobachtern und die Verfolgung von Tätern auf rechtsstaatlicher Grundlage. Der völlige Schuldenerlass wäre außerdem eine Idee, sowie der ruandischen Verwaltung Hilfe zu bieten, in Sachen Personal, Ausstattung und finanziellen Mitteln. Als ein weiterer Vorschlag zur Aufarbeitung und Aufklärung (sowie zur Lösung) wird immer wieder die Aufarbeitung durch die dörflichen Gacaca-Gerichte⁹ genannt: Dieser Aspekt der Aufarbeitung wird sehr kontrovers diskutiert (Amnesty International 2012), da die beteiligten Personen – trotz Schulungen – Laienrichter waren und die rechtsstaatliche Grundlage dadurch nicht gewährleistet ist (vgl. Knust 2013). Dem entgegen zu setzen wäre der Aspekt, dass die Gefängnisse extrem überfüllt waren und die Verfahren somit sehr lange dauerten, bis hin, dass sie erst nach Jahren bearbeitet werden konnten. Es ging bei Gacaca primär um die Anerkennung der Schuld mit eventueller darauffolgender Schadensersatzzahlung.

Weiterhin wird oftmals der Aspekt der Bildung kontrovers diskutiert. Einerseits wird gesagt, dass Bildung nicht davor bewahren würde, dass es zu einem Völkermord kommt, da auch sehr gebildete Menschen zu den Tätern gezählt werden können. Andererseits wird die Bildung positiv hervorgehoben, um die Aufklärung der Menschen voran zu treiben und unter anderem als Präventionsmaßnahme für Gewalt angesehen. Hier kann der Aspekt der Beeinflussung von Menschen und wofür der Faktor Bildung eingesetzt wird genauer betrachtet werden. Unterschieden sind dahingehend der positiv eingesetzte Fall, dass Bildung für Aufklärung sorgen kann, sowie der Fall der negativ genutzten Bildung, wenn Menschen durch gebildete Personen leichter beeinflusst werden können. Es seien besonders die Intellektuellen, die den Genozid geplant und vorangetrieben hätten.

9 Siehe hierzu auch die Definition in der Fußnote im Abschn. 4.5.

Tabelle: Themenbereiche der Aufklärung

Aufklärung	Rolle I	Rolle II	Rolle III	Rolle IV
Themen	Täter	Opfer	Beobachter	Helper
Aufarbeitung	eher nicht, bis verhalten	Wahrheit finden	Versöhnungskultur schaffen (Politik)	Wahrheit finden, Gerechtigkeit
Erinnerungskultur	wollen vergessen	wollen (meistens) erinnern	erinnern, jedoch nicht an eigenem Versagen	erinnern
Angst	vor Strafe, vor Ruin	vor Tätern, vor Zukunft, vor erneutem Genozid	vor erneutem Genozid	vor erneutem Genozid
Schuldgefühle	unterschiedlich, aus Sicht Außenstehender zu wenig	als einzige Überlebende	nicht eingegriffen zu haben	hätten mehr helfen können
Strafe	Hoffnung auf Freiheit	keine Strafe hilft	muss angemessen sein, Rechtsgültigkeit	muss angemessen sein, Rechtsgültigkeit
Bildung	hilft nicht	hilft nicht	unterschiedlich	hilft nicht
Wahrheit	wird oft verschleiert	möchten sie erfahren	ans Licht bringen	soll ans Licht gebracht werden
Zukunft	in Ruhe und Frieden	zerstört	offen	offen
Wirtschaft	wollen in altes Leben zurück	offen	Stabilität, Unterstützung, Armutsbekämpfung	Stabilität
Politik	offen	offen	Sicherheit und Stabilität	Sicherheit und Stabilität
Sozialisation	Opfer, geprägt durch Autoritäten	Zugehörigkeit, Schicksal	Kolonialismus, Interessen, Kultur	Autoritäten, Interessen
Sport/ Kultur	offen	offen	fördernd	fördernd

Quelle: eigene Darstellung.

Ein weiterer Lösungsansatz zur Aufarbeitung und Prävention ist die Planung und Entstehung von Gedenkstätten. Es soll dem Vergessen entgegenwirken und vor weiteren Gewalttaten mahnen. Gedenkstätten können zur Verarbeitung von Trauer dienlich sein sowie spätere Generationen aufklären und zudem ausländischen Besuchern die Folgen des Genozides aufzeigen. Letzterer Aspekt wird jedoch auch kritisch angesehen, da die Gedenkstätten möglicherweise nur aufgrund ihrer Außenwirkung errichtet werden, was *Rollenerwartungen*, die dahinter im Verborgenen stehen könnten, aufzeigen kann. Das Bild, welches Ruanda möglicherweise nach Außen darstellen möchte, könnte das eines modernen ›Vorzeigestaates‹ sein. Es bleibt auch hier der Vorwurf der ›geforderten Versöhnung‹ statt der selbst von der Gemeinschaft gewünschten und verinnerlichten Vergebung.

Gott und die Kirche werden von Menschen, sowohl von Tätern als auch von Opfern, aus Ruanda häufig in Zusammenhang mit Verarbeitung und Versöhnung erwähnt. Daher soll der Faktor hier in Zusammenhang mit der Aufklärung und als potenzielle Lösung nicht unerwähnt bleiben. Die Einheimischen sind häufig sehr gläubig, wobei sich feststellen ließ, dass einige Täter sowie auch Opfer erst nach dem Genozid den Glauben für sich entdeckt haben. Das mag dahingehende Gründe haben, dass der Glaube möglicherweise vielen Traumatisierten Halt und Kraft geben kann. Gott wird zudem von manchen Beteiligten als Erklärung für den Genozid (als sogenannte Bestrafung) zu Hilfe genommen. Häufiger jedoch ist der Aspekt der Aufarbeitung damit in Verbindung zu bringen. Manche Überlebende haben andererseits auch große Schwierigkeiten mit den Gotteshäusern, die zum Teil heute Gedenkstätten sind, da in ihnen in Zeiten des Genozides tausende Schutzsuchende ermordet wurden. Das wiederum hat bei vielen Überlebenden das Sicherheitsmotiv schwer erschüttert.

Ein weiterer Ansatz ist für manche Überlebende, Gespräche zu führen, statt ins Schweigen zu verfallen. Das kann helfen, das Erlebte zu verarbeiten. Jedoch hat sich gezeigt, dass die Geschehnisse in den Erzählungen und Darstellungen im Laufe der Jahre Veränderungen unterworfen sind, was an Traumata, Gedächtnis und unterschiedlichen Rollen liegen könnte.

Ein besonders häufig genannter Punkt von überlebenden Opfern ist das Thema der Gerechtigkeit. So sagen einige Überlebende, dass zum einen den Opfern, die ermordet wurden, Gerechtigkeit widerfahren soll, zum anderen den Überlebenden, die das Leid erleben mussten, ebenso Gerechtigkeit widerfahren soll. Außerdem sei eine restlose Aufklärung der Ereignisse unabdingbar. Die damit verbundene gesellschaftliche Anerkennung der Schuld der Täter und deren Bestrafung ist für viele Opfer besonders wichtig. Zudem sind die Aufarbeitung und das Begreifen der Traumata von großer Wichtigkeit.

Weiteres wichtiges Argument für den Bereich der Aufarbeitung wäre das der Meinungsfreiheit, jedoch im Sinne der Menschenrechte und keine einseitige, manipulative Berichterstattung (Buckley-Zistel 2011: 13). Dabei wäre erneut die Bildung zu nennen, sowie das Recht auf Information, freie Meinungsäußerung (Kritik) und keine Propaganda durch Medien zu fördern. Zudem ist die Rolle der Beobachter als Lösung unabdingbar. Zum einen, um die Sicherheit und Kontrolle (im positiven Sinne) zu gewährleisten. Zum anderen macht die Rolle der Beobachter einen Teil der Bildung aus, indem beispielsweise der Journalismus und die Fotografen Missstände angemessen dokumentieren und aufdecken können. Die qualitativ hochwertigen Informationen können ebenso einen wichtigen Beitrag für die Versöhnung leisten. Der Bereich der Versöhnung wird in Ruanda häufig propagiert, was im folgenden Abschnitt näher betrachtet wird. Auch, welche Chancen und Herausforderungen dieser Bereich mit sich bringen kann.

7. VERSÖHNUNG: FAKTOREN, DIE BEGÜNSTIGEND ODER HEMMEND WIRKEN KÖNNEN

Der Bereich der Versöhnung soll nun an dieser Stelle genauer betrachtet werden. Die Frage ist, welche Aspekte von Forschern und von Überlebenden zu der Thematik genannt werden und welche Faktoren für eine Versöhnung begünstigend oder hemmend wirken können, und in welchen Bereichen dies kritisch anzusehen ist.

Besonders hervorzuheben wären zum einen der Aspekt des Findens und Aufdeckung der Wahrheit; zum anderen die Aufklärung der Fakten, was wirklich passiert ist. Weiterhin ist die Anerkennung durch die Gesellschaft für das geschehene Unrecht besonders wichtig, da somit offiziell Recht und Unrecht definiert und gelebt wird. Eine mangelnde Akzeptanz sowie eine mögliche Identifizierung mit den Tätern können Gefühle der Schutzlosigkeit und Verlassenheit hervorrufen. Die Bestrafung der Täter bildet hierbei die wichtige Grundlage. Ein weiterer Faktor für die Versöhnung ist die Entschädigung der Opfer. Der Aspekt der Erinnerung ist ebenso besonders hervorzuheben, um Versöhnung zu fördern. So wurden beispielsweise mehrere Gedenkstätten eröffnet sowie die jährliche, nationale Trauerwoche und Gedenktage eingeführt. Der nationale Gedenktag ist der 4. Juli (»Tag der Befreiung«). Außerdem gibt es eine nationale Trauerwoche im April. Das so genannte »Versöhnungspostulat«, welches von der Regierung Ruandas und weiteren verschiedenen Seiten ständig propagiert wird, soll hier auch genannt werden, wobei die Frage bleibt, ob und inwiefern es ein begünstigender Faktor für die Versöhnung an sich darstellt. »Kein Tag vergeht, an dem

dieses Postulat nicht medial verbreitet, politisch beschworen oder zivilgesellschaftlich eingefordert wird« (Hankel, in: Buckley-Zistel 2011: 178).

Einige Überlebende denken hingegen, dass sich der Faktor der Zeit begünstigend auf eine normalisierende, versöhnende Gesellschaft auswirken könnte. Wenn die Täter zudem um Verzeihung *bitten* würden, könnte dies die Versöhnung ebenso voranbringen. Der Fokus liegt hierbei auf dem Wort »*bitten*«, da von Tätern allzu oft Vergebung *gefordert* wird, wie aktuelle Beispiel immer wieder zeigen. Der gegenseitige Respekt voreinander ist ein weiterer Faktor, der von Überlebenden zum Thema Versöhnung genannt wird und welcher diese fördern könnte.

Der Wunsch nach einem friedlichen Zusammenleben ist häufig vorhanden, jedoch ist die Frage da, ob auch der Wunsch nach Versöhnung existent und damit gleichzusetzen ist. Es ist wichtig, den Überlegenden zuzuhören, aber man muss auch die anderen anhören, um die Situation genau zu kennen. Das gegenseitige Zuhören könnte also ein weiterer begünstigender Faktor für die Versöhnung sein. Interessant wird es wie gesagt, wenn Täter ihre Opfer nicht um Vergebung oder Verzeihung bitten, sondern dieses *einfordern*. Dadurch wird sich über die Faktoren der »Zeit«, des »Um-Verzeihung-Bittens«, des »gegenseitigen Respekts« und des »gegenseitigen Zuhörens« hinweggesetzt (Nyiransabimana, in: Hatzfeld 2004a: 137; Rwililiza, in: Hatzfeld 2004a: 96, 106 f.).

Ein besonders auffälliges Beispiel ist das des liberianischen Warlords Joshua Milton Blahyis (»Butt Naked«), der in seiner Heimat zwischen 1989 und 2003 nach eigenen Angaben über 20 000 Menschen ermordet hat und anschließend zu einem »Priester« geworden ist und nun Vergebung einfordert (vgl. Stock 2013: S. 56–60). Damit arbeitet er zudem (unbewusst?) mit den Formen der sozialen Beeinflussung: Reziprozität, soziale Bewährtheit, Autorität und Commitment und Konsistenz (vgl. hierzu Cialdini 2010). Es fällt schwer, sich vorzustellen, welche Qualen die Opfer empfinden mussten, wenn ihr ehemaliger Peiniger sie täglich aufsucht und Vergebung einfordert.

Das zukunftsorientierte Denken und Handeln ist ein weiterer Punkt, der viele Überlebende, aber auch die Forscher beschäftigt. Oftmals hängt das Verzeihen mit dem Aspekt des zukunftsorientierten Denkens zusammen und bildet die Basis, um weiterhin leben zu können, bzw. sich wieder eine Existenz aufzubauen zu können. Die Frage nach dem Warum mag somit nicht beantwortet werden können, jedoch finden viele Überlebende Trost im Verzeihen. Das gesamte Leben mit der Frage nach dem Warum zu verbringen, empfinden viele Überlebende als Belastung. Das Schweigen als solches bietet einen Gegensatz zu dem Erinnern und somit auch zum Thema der Aufklärung, wird aber an dieser Stelle ebenso erwähnt, da viele Überlebende diesen Faktor ansprechen. Dies bildet eine

absolut kontroverse Meinung als Lösung, jedoch ist es sehr fragwürdig, ob durch Schweigen eine Versöhnung und Aufklärung bis hin zur Verhinderung weiterer Gewalttaten erreicht werden kann und das Schweigen nicht nur ein Symptom der Traumata Überlebender darstellt. Die Täter sind oftmals aus anderen Gründen am Schweigen interessiert.

Die Vergebung, auch der westlichen Welt gegenüber, spielt ebenfalls eine Rolle beim Thema Versöhnung. Die Schuldfrage wurde seitens der Regierung Ruandas, aber auch seitens Überlebender oftmals external gesucht. An dieser Stelle soll der Faktor der Gerechtigkeit angeführt werden. Dieser könnte eine Versöhnung bezüglich aller Rollen miteinander herbeiführen, ist jedoch schwierig umzusetzen, weil jedes Individuum eine andere Vorstellung davon hat, was gerecht ist. In Ruanda gibt es unterstützend dazu unterschiedliche Programme für Sport, um Versöhnung zwischen den Menschen zu fördern. Es bleibt die Frage, inwiefern diese genannten Faktoren eine Versöhnung begünstigen oder erfüllen können. Besonders schwierig ist es, eine dauerhafte Versöhnung zu erreichen, wenn die Motivation dafür rein externaler Art ist, wie durch das Versöhnungspostulat verbreitet wird. Daher soll an nächster Stelle untersucht werden, wo Gefahren liegen könnten, wenn eine Versöhnung nicht stattfinden sollte bzw. scheitert, oder aber wo Gefahren für erneute Gewalt in Ruanda liegen könnten. Zudem besitzen die Täter oftmals kein angemessenes Reflexionsvermögen bezüglich der Aufrichtigkeit und Vergebung.

Hinzu kommt das völlig unterschiedliche Verständnis zum Begriff der Versöhnung: Während sich die meisten Opfer damit schwertun, bis dahingehend, dass sie nicht vergeben können, bedeutet für viele Täter die Vergebung und Versöhnung, dass man am besten vergessen sollte, »zur guten alten Zeit« zurückkehren sollte und in Freiheit entlassen werden müsste, um zu zeigen, dass man eigentlich ein guter Mensch sei. Für die Opfer hingegen ist es unmöglich, nachvollziehen zu können, warum es zu dem Genozid gekommen ist und die Beweggründe der Täter zu verstehen (vgl. Hatzfeld 2004b: 211).

8. GEFAHREN DER ERNEUTEN ENTSTEHUNG VON GEWALT UND ANWENDUNGSMÖGLICHKEITEN UND EMPFEHLUNGEN DES VIER-ROLLEN-MODELLS

Mangelnde Aufarbeitung des Vergangenen kann dazu führen, dass sich Gewalt wiederholt. Wie in den vorherigen Abschnitten erwähnt, gibt es mehrere Aspekte, die Versöhnung, Aufklärung und Prävention fördern können.

Die Täter dauerhaft wegzusperren, wie oftmals gefordert – besonders ohne vorherige Aufklärung des Genozides – ist alleine keine Lösung. Das unverarbeitete Trauma bleibt somit weiterhin bestehen und bildet somit ebenso eine große Gefahr. Die Thematik, inklusive der Auswirkungen für alle verschiedenen Rollen, wurde bereits thematisiert. Das Schweigen kommt häufig hinzu und ist ebenfalls als Gefahr anzusehen. Das Schweigen betrifft selbst unschuldige Menschen. Hinzu kommt, dass die Opfer in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Tätern leben müssen. Ein wichtiger Faktor der Gefahren – ebenfalls aus dem Bereich der Traumata – ist die damit verbundene »Angst« (Niederland 1980: 230; Klingberg 2011: 146) der überlebenden Opfer in Ruanda. Das Misstrauen zwischen den Menschen in Ruanda scheint zudem ein großes Problem zu sein. Die Gefahr besteht dahingehend, dass die Stabilität des Landes noch weiter darunter leiden könnte, wenn Menschen sich nicht mehr vertrauen und keine Bindungen mehr aufbauen und eingehen können. Es verbleibt ein dauerhafter, unterschwelliger »Schwelbrand« im Land, in den Köpfen der Menschen, der Gesellschaft (vgl. Uwanyiligira, in: Hatzfeld 2004a: 159)¹⁰, und dies könnte wiederum zu Konflikten führen.

Der zu Beginn des Abschnitts der Aufklärung erwähnte Aspekt des multi-kausalen Zusammenhangs kann hier ebenfalls als Gefahr genannt werden. Die Gefahr besteht dahingehend, dass keine einzelne Ursache eindeutig ausgemacht werden kann und daher Konflikte möglicherweise (in den Anfängen) nicht erkannt werden. Zudem kann dieser Zustand ergänzend wieder zum Argument der Instabilität zurückgeführt werden. Außerdem wäre eine weitere Gefahr, dass despotische Autoritäten die Macht erhalten und von den Menschen möglicherweise idealisiert werden. Die Hauptgefahr in Ruanda wird die sein, dass möglicherweise der Vernichtungsgedanke bestehen geblieben ist. Das wäre noch ein Argument mehr FÜR Aufklärung und Bildung und GEGEN das Argument des Vergessens.

Abschließend lässt sich an dieser Stelle nochmalig das Vier-Rollen-Modell aufzeigen, da die Vorteile anhand der Gewalt in Ruanda deutlich geworden sind. Es erlaubt zum einen die Betrachtung der unterschiedlichen Perspektiven, den Wechsel der Rollen und zum anderen sind die Beteiligten nicht festgelegt. Die Personen und Personengruppen können unterschiedliche Ansichten haben und sollten daher nicht nur im Kollektiv gesehen werden, sondern müssen auch als Individuen betrachtet werden, die unterschiedlichen Bedürfnisse, Einstellungen,

10 »Der Völkermord wird sich in den Köpfen nicht verflüchtigen.« (Uwanyiligira, in: Hatzfeld 2004a: 159).

Motive, Sozialisationen, kulturelle Hintergründe, Zukunftsvorstellungen und Bildungsstände haben (können).

Das Thema Bildung kommt im Zusammenhang mit Gewalttaten immer wieder zur Sprache. Menschen, die Bildung fordern, tun dies, weil der Einzelne in der Lage sein soll, sich das Wissen anzueignen, das nötig ist, um Dinge selbstständig verstehen und beurteilen zu können. Des Weiteren sollen Menschen in der Lage sein, eigenverantwortlich vernünftig zu handeln, um letzten Endes eine tolerantere und friedliche Gesellschaft zu ermöglichen, was den Faktor der Versöhnung beinhaltet kann. Das bedeutet, dass unterschiedliche Faktoren begünstigend auf Bildung wirken können, wie z. B. Emanzipation von Bevormundung, auch – und gerade – durch den Staat und durch religiöse Vertreter, Freiheit für Meinung und Geist (Meinungsfreiheit), freie Berichterstattung (Pressefreiheit), Rechtsstaatlichkeit, Partizipation, Demokratie, Gewaltenteilung und die freie Marktwirtschaft.

Für die Zukunft sollten laut Stanton (1998) zur Vermeidung von Genoziden allgemeine Präventionsmaßnahmen gelten: So führt er ein sogenanntes Frühwarnsystem an, welches schnell und in den Anfängen mögliche Tendenzen in gesellschaftlichen Prozessen zu Genoziden zu erkennen erlaubt. Unabdingbar seien hierbei schnelle Reaktionen auf z. B. verhärtete Fronten, Diffamierungen, Klassifizierungen von Personengruppen, Dehumanisierung etc., die es ermöglichen, diese Entwicklungen möglichst in den Anfängen zu stoppen. Des Weiteren seien Gerichte (um Straftäter zur Verantwortung zu ziehen) absolut notwendig sowie grundsätzlich ein politischer Wille, diese Gewaltprävention zu verankern, die Verantwortlichkeiten bestimmter Personen, Organisationen und des Staates festzulegen sowie die Aufarbeitung voranzutreiben und bereits geschehenes Unrecht anzuerkennen.

Es ist vielfach diskutiert worden, ob im Fall Ruandas die kriminalrechtliche Verfolgung von Tätern faktisch versagt hat und das juristische Verfahren praktisch unmöglich geworden ist, weil so viele Menschen mehr oder minder in den Genozid verwirklicht waren, mit der Folge, dass die Gefängnisse überfüllt, Menschenrechte auch für Gefangene somit nicht mehr hundertprozentig erfüllt waren (Haftbedingungen) sowie nicht alle Täter verurteilt wurden. Die Einführung von Gacaca (Dorfgerichte) sollte den Täter-Opfer-Ausgleich/Wiedergutmachung daraufhin fördern. Die These des Versagens der Justiz trifft nur bedingt zu, zumal der Aufarbeitungs- und Versöhnungsprozess immer noch nicht abgeschlossen ist. Der Prozess der Vergangenheitsbewältigung bleibt damit für die Zukunft Ruandas wichtig, gerade weil es dabei viele Kontroversen über den richtigen Umgang mit der Vergangenheit gibt.

Ruanda ist auch 20 Jahre nach dem Genozid auf der Suche nach Versöhnung. Auch wenn Versöhnung und Vergebung von manchen Individuen und politischen Vertretungen gefördert, gewünscht und teilweise sogar gefordert wird, ist sie dennoch nicht abgeschlossen. Die Frage wird daher sein, wie Genozide in Zukunft verhindert werden können und nicht ausschließlich, ob Versöhnung sowie Aufarbeitung vollendet sein werden.

LITERATUR

- Amnesty International (2012): Amnesty Report 2012 Ruanda, in: amnesty.de; <http://www.amnesty.de/jahresbericht/2012/ruanda?destination=node%2F3002> (23.05.2012).
- Benz, Wolfgang (Hrsg.) (2010): *Vorurteil und Genozid. Ideologische Prämissen des Völkermordes*, Wien; Köln; Weimar 2010.
- Buckley-Zistel, Susanne (2011): Einleitung: Nach Krieg, Gewalt und Repression, in: Buckley-Zistel, Susanne/Kater, Thomas (Hrsg.): *Nach Krieg, Gewalt und Repression. Vom schwierigen Umgang mit der Vergangenheit*, Baden-Baden 2011 (AFK-Friedensschriften, Bd. 36. Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung), S. 7–20.
- Cialdini, Robert B. (2010): *Die Psychologie des Überzeugens. Ein Lehrbuch für alle, die ihren Mitmenschen und sich selbst auf die Schliche kommen wollen [Influence: Science and Practice, 2009]*, 6., vollständig überarb. u. erg. Aufl., nach der 5. Aufl. der Orig.-Ausg. übers. aus dem Amerikan. von Matthias Wengenroth (1. Aufl. 1997), Bern 2010.
- Dallaire, Roméo (2007): *Handschlag mit dem Teufel. Die Mitschuld der Weltgemeinschaft am Völkermord in Ruanda* [zuerst 2003], unter Mitarbeit von Brent Beardsley, aus dem Engl. übers. von Andreas Simon dos Santos, mit einem Nachw. von Dominic Johnson, 2. Aufl. (1. Aufl. 2005), Frankfurt a.M. 2007.
- Elias, Norbert (1969): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2. Bde. 1. Bd.: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, 2. Bd.: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, 15. Aufl. (1. Aufl. 1969), Frankfurt a.M. 1990 (stw, Bd. 158/59).
- Elias, Norbert (1980): Zivilisation und Gewalt, in: *Lebenswelt und Soziale Probleme – Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980*, hrsg. von Joachim Matthes, i. A. der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, New York 1981.

- Evers, Marco/Knaup, Horand/Nyonge, Yoleta et al. (2012): *[Ruanda:] Drinks für die Mörder* [Bericht über Paul Rusesabagina]. In: *DER SPIEGEL*, Nr. 6 (2012), S. 88–89.
- Gacaca Community Justice (2008): About Gacaca Community Courts. URL: <http://gacaca.rw/about> (abgerufen am 28.05.2018)
- Goffman, Erving (1969): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, R. Piper & Co. Verlag, München 1969.
- Gross, Johanna (2014): *Weiterentwicklung der soziologischen und psychologischen Gewaltforschung am Beispiel des Genozids in Ruanda: Täter-Opfer-Beobachter-Helfer-Perspektive. Vier-Rollen-Modell*, zugl. Hannover, Univ., Diss. 2013, Hamburg 2014.
- Hankel, Gerd (2011): Die Gacaca-Justiz in Ruanda – ein kritischer Rückblick, in: Buckley-Zistel, Susanne/Kater, Thomas: *Nach Krieg, Gewalt und Repression. Vom schwierigen Umgang mit der Vergangenheit*, Baden-Baden 2011 (AFK-Friedensschriften, Bd. 36. Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung), S. 167–184.
- Hatzfeld, Jean (2004a): *Nur das nackte Leben. Berichte aus den Sümpfen Ruandas* [*Dans le Nu de la Vie. Recits des Marais Rwandais*, Éditions du Seuil, 2000], übers. von Karl-Udo Bigott, Gießen 2004, darin: Erlebnisberichte von:
- Kayitesi, Claudine, 21 Jahre, Bäuerin, Hügel von Tugarama (Kanzenze), S. 181–190.
- Mukamanzi, Angélique, 25 Jahre, Bäuerin, Hügel von Rwankeli (Musenyi), S. 75–82.
- Mwanankabandi, Berthe, 20 Jahre, Bäuerin, Hügel von Rugarama (Kanzenze), S. 167–175.
- Nyiransabimana, Christine, 22 Jahre, Bäuerin. Hügel von Maranyundo, S. 127–137,
- Rwililiza, Innocent, 38 Jahre, Lehrer, Stadt Nyamata, S. 87–108,
- Umubyeyi, Sylvie, 34 Jahre, Sozialarbeiterin, Nyamata, Gatare, S. 197–218.
- Uwanyiligira, Edith, 34 Jahre, Lehrerin u. Wirtschafterin einer Schule, Nyamata Gatare, S. 151–161.
- Hatzfeld, Jean: Zwischendurch eine Klarstellung, S. 163–166.
- Hatzfeld, Jean (2004b): *Zeit der Macheten. Gespräche mit den Tätern des Völkermordes in Ruanda*. [*Une Saison de Machettes*, Éditions du Seuil, 2003], übers. aus dem Franz. von Karl-Udo Bigott, mit einem Nachw. v. Hans-Jürgen Wirth, Gießen 2004.
- Hoering, Uwe (1997): *Zuflucht für Völkermörder*, in: Hoering, Uwe (Hrsg.): *Zum Beispiel Hutu & Tutsi. Der Völkermord hätte verhindert werden können*

- nen, Lamuv Verlag, Göttingen 1997 (= Lamuv Taschenbuch, Bd. 214), S. 74–75.
- Honke, Gudrun/Servaes, Sylvia (1994): Vom Stammeskrieg zum Völkermord, in: Schürings, Hildegard (Hrsg.): *Ein Volk verläßt sein Land. Krieg und Völkermord in Ruanda*, Köln 1994, S. 229–238.
- Johnson, Dominic (1997): Hetzmedien, in: Hoering, Uwe (Hrsg.): *Zum Beispiel Hutu & Tutsi. Der Völkermord hätte verhindert werden können*, Göttingen 1997 (= Lamuv Taschenbuch, Bd. 214), S. 39–41.
- Klingberg, Insa (2011): *Psychische Folgen von Kriegen bei ZivilistInnen*, Belm-Vehrte/Osnabrück.
- Knust, Nandor (2013): *Strafrecht und Gacaca. Entwicklung eines pluralistischen Rechtsmodells am Beispiel des ruandischen Völkermordes*, zugl.: Freiburg (Breisgau), Univ., Diss., 2011, Berlin.
- Meibauer, Jörg (2013): Hassrede – von der Sprache zur Politik, in: Meibauer, Jörg (Hrsg.): *Hassrede – Hate Speech. Interdisziplinäre Beiträge zu einer aktuellen Diskussion*, Gießener Elektronische Bibliothek, S. 1–16.
- Melvern, Linda (2009): *A People Betrayed. The Role of the West in Rwanda's Genocide*, New updated edition, London/New York.
- Milgram, Stanley (2012 [1974]): *Das Milgram-Experiment. Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität*, übers. von Roland Fleissner, 17. Aufl. (1. Aufl. 1974), Reinbek bei Hamburg.
- Mitscherlich, Alexander/Mitscherlich, Margarete (1968): *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*, München.
- Muhirwa, Felis (1994): Wie Rwanda helfen? [Flucht aus der Heimat – Berichte von Augenzeugen], in: Schürings, Hildegard (Hrsg.): *Ein Volk verläßt sein Land. Krieg und Völkermord in Ruanda*, Köln, S. 115–117 [entnommen aus: Jeune Afrique, No 1753/1754, 11–24 August 1994].
- Nederland, William G. (1980): *Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom. Seelenmord*, Frankfurt a.M.
- Rau, Milo (2013): *Hate Radio*, Verbrecher Verlag, Berlin.
- Rusesabagina, Paul (2006): *Ein gewöhnlicher Mensch. Die wahre Geschichte hinter 'Hotel Ruanda'*, Übers. aus dem Amerikan. von Hainer Kober, Berlin Verl., Berlin.
- Schürings, Hildegard (1994a): Den Toten ihre Würde, den Lebenden ihre Hoffnung wiedergeben, in: Dies. (Hrsg.): *Ein Volk verläßt sein Land. Krieg und Völkermord in Ruanda*, Köln, S. 7–11.
- Schürings, Hildegard (1994b): Worte, die töten, in: Dies. (Hrsg.): *Ein Volk verläßt sein Land. Krieg und Völkermord in Ruanda*, Köln, S. 53–55.

- Semujanga, Josias (2004): Von Propagandaerzählungen und Jagderzählungen im Genozid in Ruanda, in: *Zeitschrift für Genozidforschung. Strukturen, Folgen, Gegenwart kollektiver Gewalt*, 5. Jg. (2004) H. 1 (Wilhelm Fink Verl.; Ferdinand Schöningh), S. 8–39.
- Stanton, Gregory H. (2004a): Could the Rwandan Genocide Have Been Prevented?, in: Schaller, Dominik J./Boyadjian, Rupen/Berg, Vivianne et al. (Hrsg.): *Enteignet – Vertrieben – Ermordet. Beiträge zur Genozidforschung*, Zürich, S. 437–457.
- Stanton, Gregory H. (2004b): Genozidforschung: Begriffe und Debatten, in: Schaller, Dominik J./Boyadjian, Rupen/Berg, Vivianne et al. (Hrsg.): *Enteignet – Vertrieben – Ermordet. Beiträge zur Genozidforschung*, Zürich.
- Stanton, Gregory H. (1998): The 8 Stages of Genocide, in: *Genocide Watch (The International Alliance to End Genocide)*; <http://www.genocidewatch.org/aboutgenocide/8stagesofgenocide.html> – Originally presented as a briefingpaper at the US State Department in 1996, 1998; <http://www.genocidewatch.org/images/8StagesBriefingpaper.pdf> (Download am 28.07.2017).
- Stanton, Gregory H. (2007): Wie wir Genozid verhindern können. Der Aufbau einer Internationalen Kampagne zur Beendigung von Genoziden, in: Radkau, Verena/Fuchs, Eduard/Lutz, Thomas (Hrsg.): *Genozide und staatliche Gewaltverbrechen im 20. Jahrhundert*, 2007, S. 29–39.
- Stock, Jonathan (2013): Söhne [Kriegsverbrecher: Der liberianische Worlord Butt Naked mordete jahrelang. Dann wurde er Priester], in: *Der Spiegel*, Nr. 44, S. 56–60.
- Uwizeyimana, Faïna (1994): Wenn ich gewusst hätte! [Flucht aus der Heimat – Berichte von Augenzeugen], in: Schürings, Hildegard (Hrsg.): *Ein Volk verläßt sein Land. Krieg und Völkermord in Ruanda*, Köln, S. 59–68.
- Wagner, Michele D. (1997): Schlichtung durch ›Gacaca‹, in: Hoering, Uwe (Hrsg.): *Zum Beispiel Hutu & Tutsi. Der Völkermord hätte verhindert werden können*, Göttingen (Lamuv Taschenbuch, Bd. 214), S. 76–80.
- Welzer, Harald (2005): *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*, 2. Aufl., unter Mitarb. v. Michaela Christ, Frankfurt a.M.
- Zimbardo, Philip G. (1995): Psychologie, 6., aktual. Aufl., übers. aus dem Amerik. von Barbara Keller, Berlin/Heidelberg/New York.
- Zimbardo, Philip G./Gerrig, Richard J. (2008): *Psychologie*, 18., aktual. Aufl., übers. aus dem Amerik. von Ralf Graf, Dagmar Mallet, Markus Nagler und Brigitte Ricker, dt. Bearb. von Ralf Graf, mit über 430 Abb., München/Boston/San Francisco u.a.